

Semra Idic

Wenn nicht sogar sehr

Meine Geschichte unserer verhinderten Abschiebung

Für Papa

Menschen können schön sein oder noch schöner. Sie können gerecht sein oder ungerecht. Aber illegal? Wie kann ein Mensch illegal sein?

Elie Wiesel (geb. 1928, Überlebender des Holocaust, Schriftsteller, Friedensnobelpreisträger)

Vorwort von Günter Grass Literaturnobelpreisträger

„Der inhumane Umgang mit Asylsuchenden ist zur rechtsstaatlichen Praxis geworden. Mehr noch, in ihrer Alltäglichkeit erregen selbst skandalöse Vorfälle kaum noch die Öffentlichkeit. Allenfalls sind es kleine Gruppen, die Anstoß nehmen und zu helfen versuchen, indem sie Kirchenasyl gewähren, vergeblich gegen die brutale Trennung von asylsuchenden Familien protestieren oder als Schulklassen einen Mitschüler mit Protestbriefen vor dem angekündigten Zwang der Ausweisung schützen wollen.

Es ist, als habe man sich damit abgefunden, daß in Deutschland – grob geschätzt – viertausend Menschen, die nichts Kriminelles getan haben, dennoch hinter Schloß und Riegel in Abschiebehaft gehalten werden, als seien sie Kriminelle. Gelegentlich erregt ein Selbstmord auf der Abschiebeabteilung eines Flughafens ein, zwei Tage lang die Gemüter, dann herrscht wieder Ruhe im Rechtsstaat. Man beruft sich auf das Schengener Abkommen, weist auf die Praxis anderer europäischer Länder hin, will bestätigt haben, daß es in Deutschland noch relativ liberal zugeht, und unterscheidet neuerdings zwischen Asylsuchenden, die der deutschen Wirtschaft nützlich werden könnten, und solchen, die dem Volk oder, trefflicher gesagt, dem Steuerzahler zur Last fallen. ‚Selektieren‘ heißt dieses aus von Verbrechen belasteter Vergangenheit herrührende System der Auslese.

Wie menschenverachtend der in Deutschland praktizierte Umgang mit Asylbewerbern ist! Da werden Väter und Mütter von ihren Kindern getrennt und umgekehrt. Da werden Bosnier, die die Traumata der Verfolgungszeit in ihrer Heimat noch immer nicht überwunden haben, mit Abschiebung bedroht.

Insgesamt ist zu sagen, dass sich die Europäische Union mehr und mehr als Festung begreift. Europa will sich dicht machen, um dem Eindringen der Elenden, die aus Afrika, Asien und Rußland kommen, kommen wollen oder bereits unterwegs sind, widerstehen zu können.

Doch Europa muß mehr sein als nur ein erweiterter Markt und eine auf Wirtschaftsinteressen ausgerichtete Bürokratie. Europa hat eine gemeinsame, wenn auch widerspruchsvolle und allzu oft in Krieg und Gewalt umschlagende Geschichte; seit dem fünfzehnten Jahrhundert sind die Gitanes, Gypsies, Zigeuner dieser Geschichte zugehörig, oft genug als Leidtragende und Verfolgte. Europa in seiner Vielgestalt hat eine sich wechselseitig inspirierende Kultur; wer wollte leugnen, daß insbesondere die Musik von der Musikalität der Roma beeinflusst worden ist. Und Europa hat eine gemeinsame Verantwortung. Nach einem Jahrhundert, in dem totalitäre Ideologien und Rassenwahn, Weltkriege und Völkermorde, blindwütige Zerstörung und Massenvertreibungen unseren Kontinent wiederholt an den Abgrund gebracht haben, sich aber schließlich doch ein demokratisches Selbstverständnis erprobt und endlich auch eingebürgert hat, sollte es möglich sein, der größten Minderheit in Europa, dem Volk und der Nation der Roma, im Straßburger Parlament Sitz und Stimme zu geben.“

Das bin ich

Ein Mann zeigt anklagend seine Hütte. Das Dach – nur eine Plane. Fließendes Wasser – gibt es nicht. Strom – Fehlanzeige. Der Mann ist noch gar nicht alt und von kräftiger Statur. In den besten Jahren, wie man so sagt. Der Mann weint. „Hier kann doch kein Mensch leben“, bringt er gepresst hervor. An den Wänden ist Schimmel. Auf dem Boden liegt eine alte Matratze. Sie ist nass vom letzten Regen, die Plane ist undicht. Nachts wird es sehr kalt, obwohl die Tage Urlaubswetter versprechen. Aber der Mann ist nicht im Urlaub.

Er geht nach draußen. Die kleine marode Straße säumen Hütten - wie seine, vielleicht nicht ganz so kaputt. Ein Polizist redet in einer Sprache, die ich nicht verstehe. Er bedeutet dem Kamerateam, das den Mann aufnimmt, zu verschwinden. Der leitende Redakteur zeigt einen Ausweis. Setzt sich in englischer Sprache zur Wehr. Der Mann übersetzt für den Polizisten, redet mit Empörung auf ihn ein, bis er schließlich verschwindet.

Plötzlich kommt ein Junge angerannt. Er spricht deutsch. Plappert ungefragt seine Geschichte ins Mikrofon. „Habe vier Jahre in Wuppertal gewohnt“, sagt er. „Bin dort zur Schule gegangen, bis sie uns abgeholt und hierher gebracht haben.“ Der Junge rennt zu seinen Freunden, ein paar Hütten weiter. Sie spielen Fußball. Ich höre weitere Brocken deutsch und dann eine Sprache, die ich gut kenne: Romanes, die Sprache der Roma. Die Sprache unseres auf der ganzen Welt verstreuten Volkes, das, aus Indien kommend, ab dem 14. Jahrhundert in vieler Herren (und Frauen) Länder Heimat suchte.

Heimat, was ist Heimat?

Der Mann zeigt in südliche Richtung. „Hier leben die Albaner“. Und rund um das Ghetto, durch das die kleine Straße zieht, wohnen die Serben. „Vor 20 Jahren war hier Krieg“, erklärt der Mann. Viele Menschen seien gestorben. Man habe seine Leute vertrieben. Einige haben sich gewehrt und gekämpft. Der Mann wollte nicht töten. Er ist abgehauen. Abgehauen aus seinem Ghetto in Bujanovac, einer 40.000 Einwohner großen Stadt in Südserbien. Zusammen mit seiner Frau und seiner gerade mal zwei Monate alten Tochter.

Die Tochter, das bin ich, Semra Idic, 17 Jahre. Und der Mann, der gerade noch seine Hütte gezeigt hat, ist mein Vater, Vlasta Idic, 38. Ich sehe ihn im Fernsehen an jenem Tag im Mai des Jahres 2006. Sie zeigen, unter welchen erbärmlichen Umständen er nach seiner Abschiebung aus Deutschland leben muss.

Ich würde so gerne die trennende Mattscheibe durchbrechen. Wie sehr würde ich mich freuen, wenn Papa mich in den Arm nehmen könnte. Wie er es so oft getan hat, als ich noch ein kleines Mädchen war, wenn er mir Mut machen oder mich trösten wollte. Jetzt könnte ich Trost gebrauchen und er sicher auch.

Sie haben uns den Vater genommen

Vor einem Jahr haben sie meinen Vater abgeschoben. Unter einem Vorwand wurde er ins Ausländeramt unserer Heimatstadt Düsseldorf bestellt. Ja, unsere Heimatstadt. Hier habe ich mein ganzes Leben verbracht - zusammen mit meinen Geschwistern Merima (13), Vesna (11) und Edijan (6). Hier gehen wir zur Schule bzw. in den Kindergarten, hier sind unsere Freunde. Hier haben meine Mutter Resmi (36) und mein Vater ihre Jobs gehabt, bis man ihnen die Arbeitserlaubnis entzogen hat. Mein Vater war Sicherheitsmitarbeiter am Flughafen, meine Mutter Hotelangestellte. Hier hat mein Vater in einem Fanfarenorchester Trompete und Saxophon gespielt. Hier waren meine Eltern im Schützenverein. Hier spielt Edijan bei Schwarz-Weiß Fußball. Und Merima

brilliert in einem bekannten Jugendtheater. Hier engagiert sich Vesna für krebskranke Kinder. Hier helfe ich bei der Hausaufgabenbetreuung der Caritas.

Mein Vater wurde Anfang November 2005 mal wieder wegen irgendeiner Formalität ins Ausländeramt bestellt. Und wieder einmal hatte er große Angst, so wie jeden Monat, wenn er voller Bangen darauf wartete, dass unsere Duldungen erneut für vier Wochen verlängert würden. Vier mickrige Wochen! Und dann? Verlängerung oder Abschiebung? Seit Jahren schon schreiben sie uns, dass wir „vollziehbar ausreisepflichtig“ sind. Sie setzen uns Fristen, bis zu welchem Datum wir „freiwillig“ verschwinden sollen. Andernfalls würden wir mit Zwangsmaßnahmen entfernt. Auf eigene Kosten übrigens: „Die durch die Abschiebung entstehenden Kosten haben Sie zu tragen“, heißt es in einem Brief. Der Stress wird immer schlimmer für uns. Die Angst, schon sehr bald nicht mehr in Deutschland sein zu dürfen, ist groß, bestimmt unser ganzes Denken und Fühlen. Wir schlafen kaum noch eine Nacht. Andauernd ist jemand von uns krank.

Es war der dritte November, ein Tag nach Vesnas Geburtstag. Mein Vater wurde in das Büro des Sachbearbeiters im Ausländeramt gerufen. Plötzlich schlossen sich die schweren Metalltüren auf dem Flur automatisch. Papa saß in der Falle. Man legte ihm Handschellen an und fuhr ihn mit einem Polizeifahrzeug ins nächste Gefängnis Krankenhaus. Dort blieb er ein paar Tage, bis sie ihn in ein Flugzeug zwangen und nach Belgrad ausflogen. Von dort dann mit dem Bus nach Bujanovac. Ohne uns, seine Familie. Ich sehe noch meine Mutter. Wie sie aus tiefster Verzweiflung schreit, weil sie nicht zu ihm darf. Sie steht vor dem Gefängnis Krankenhaus. Nicht einmal seine geliebten Zigaretten dürfen wir ihm bringen. Sie wollen uns in die Knie zwingen. Wenn der Vater erst einmal weg ist, werden die anderen sicher folgen, denken sie wahrscheinlich. Aber wir werden nicht freiwillig gehen. In ein Dorf, das wir Kinder nicht kennen. In ein Land, dessen offizielle Sprache wir nicht sprechen, in dem die Sprache unserer Eltern, das Romanes, als Zigeunersprache beschimpft wird. Wo nach wie vor Gewalt herrscht, wo wir nicht zur Schule gehen können und meine Eltern keine Arbeit finden. Nein, so traurig die Trennung von unserem Vater (und Ehemann) auch ist: Nach Bujanovac werden wir nicht gehen, denn Bujanovac ist nicht unser Zuhause.

3

Im Abschiebekrankenhaus

Ich stelle mir vor: Papa sitzt in der Zelle des Abschiebekrankenhauses auf der Bettkante. Das Gesicht in den Händen vergraben. Im Bauch: Trauer und Wut. Was haben sie mit diesem früher so stolzen und lebensfrohen Mann gemacht?

Seit vielen Monaten ist er schon psychisch krank. Depressionen mit Suizidgefahr, so die Diagnose. Papa war eine längere Zeit in der Psychiatrie.

Ich habe mich von Anfang an gefragt, ob seine Depressionen nicht die Folge der Angst sind. Wie soll ein Mensch, der die Verantwortung für eine Frau und vier Kinder zu tragen hat, mit der ständigen Bedrohung, ins Elend abgeschoben zu werden, klarkommen? „Die Krankheit ist in Serbien therapierbar und stellt kein Abschiebehindernis dar“, hat das Ausländeramt Papa schriftlich mitgeteilt. Dass Papa in Serbien die teuren Medikamente, die man ihm in Deutschland verschrieben hat, aber gar nicht bekommt, interessiert die Behörde wohl nicht. Bis heute lassen wir ihm die Tabletten über Bekannte zukommen. Prinzipiell interessiert es die Behörde auch nicht, wie es denen, die sie „zurück“ schicken, ergeht. Aus den Augen, aus dem Sinn.

Zurück?

Zurück wohin?

Uns Kinder jedenfalls können sie deportieren, wenn ich dieses schlimme, historisch belastete Wort einmal gebrauchen darf, aber nicht zurückschicken. Man kann einen Menschen nur dahin zurückschicken, von wo er kommt. Wir Kinder kommen aber nicht aus Serbien.

Pech, dass meine Eltern nach Deutschland geflohen sind. Wären sie zum Beispiel in Frankreich gelandet, hätten wir Kinder mit der Geburt automatisch die französische Staatsbürgerschaft

erhalten. Das Gleiche gilt für viele andere europäische Länder, die allerdings gleichzeitig alles dafür tun, die Festung Europa auszubauen und etwa Flüchtlinge in der Ägäis oder anderswo einfach sich selbst überlassen bzw. – schlimmer noch – deren Schlauchboote zerschießen, sodass die Leichen derer, die sich nicht retten konnten, im Meer treiben und von den Fischen gefressen werden. Gerade Frankreich aber auch Italien oder Griechenland tut derzeit alles, um Flüchtlinge massiv abzuwehren und brutal abzuschieben. In Spanien dagegen wurde mit einer Generalamnestie wenigstens ein Teil der Flüchtlinge legalisiert. In unseren immer wieder von großer Bitternis und Angst geprägten Gesprächen mit den Unterstützern darüber, was wir im schlimmsten Fall tun sollten, haben wir manchmal in Erwägung gezogen, nach Spanien zu fliehen. Aber auch dort wären wir ja Illegale gewesen und obwohl ich in der Schule Spanisch belegt hatte, wären vor allem meine Mutter und Geschwister aufgrund sprachlicher Defizite nicht klargekommen. Außerdem hätten wir dort – weil illegal – nicht zur Schule, nicht zum Arzt, nicht zum Amt, nirgendwohin gehen können. Wir wären völlig auf uns allein gestellt gewesen, ohne Freunde und Verwandte. Erneut in der ständigen Angst, erwischt zu werden, ohne materielle Grundlage, ohne Wohnung, eben illegal. Illegal durch das sog. Schengener Abkommen von 1985, benannt nach dem gleichnamigen luxemburgischen Moselort. Das Abkommen regelt, dass Menschen, deren Asylantrag in einem der unterzeichnenden Länder, und das sind quasi alle europäischen, abgelehnt sind, damit automatisch überall abgelehnt sind und abgeschoben werden. Also bleiben unsere aus der Verzweiflung geborenen Gedankenspiele über eine Flucht ins Ausland müßig weil unrealistisch. Sie führen uns allenfalls vor Augen, wie sehr sich Europa abschottet und damit per Gesetz inhuman aus dem Elend geflohene Menschen verfolgt. So wiederholt sich deren und unser Schicksal: Erst wurden unsere Eltern in ihrem Herkunftsland diskriminiert und verfolgt, nun werden sie und wir Kinder in unserer neuen Heimat behördlich verfolgt und schlimmstenfalls dessen, was von Geburt an unser ganzes Leben bestimmt hat, beraubt.

Richten wir unser Augenmerk wieder auf Düsseldorf, deren offizielle Vertreter alles tun, um uns loszuwerden. In gewisser Weise war es Pech, dass wir ausgerechnet der nordrhein-westfälischen Landeshauptstadt zugewiesen wurden, wo ein harter Oberbürgermeister uns kein Bleiberecht geben wollte – wengleich andererseits gerade diese Stadt mit allen ihren wirtschaftlichen und kulturellen Vorteilen und ihren netten Menschen uns so sehr ans Herz gewachsen ist. Obwohl wir also immer gerne hier gelebt haben, wären wir in stärkster Bedrängnis gerne in eine liberalere Stadt, so es sie gäbe, gezogen. Doch das ist verboten, weil das deutsche Ausländerrecht die „Residenzpflicht“ vorsieht. Das bedeutet: einmal Düsseldorf, immer Düsseldorf. Wir konnten der Zuständigkeit dieses (besonders harten?) Ausländeramtes nie entfliehen und durften im Übrigen Nordrhein-Westfalen bis zum glücklichen Ende unserer Geschichte – soviel sei hier schon vorab verraten - nicht verlassen. Als Vesna einmal eine offizielle Klassenfahrt nach Holland mitmachen wollte, mussten wir zur Durchsetzung dieses Wunsches einen Anwalt einschalten. Wie kann eine Verwaltung nur so hartherzig sein? Ein kleines harmloses Mädchen möchte einfach nur das tun, was alle anderen in ihrer Klasse auch tun, und darf es erst nach längerem juristischen Tauziehen. Und dabei wird in dieser, unserer Gesellschaft immer schnell davon gesprochen, dass Flüchtlinge sich gut integrieren sollen. Aber Vesna ist natürlich kein Flüchtling. Sie ist die Tochter von Flüchtlingen. Obwohl sie keinen deutschen Pass hat, ist sie faktisch, wie wir alle, Inländerin – ein Begriff aus der Rechtssprechung, den ich gerne zitiere (s. u.). Eine Inländerin, die, wie unsere ganze Familie, nur von Duldung zu Duldung im Land bleiben darf. Überhaupt: Duldung. Was für ein herabsetzendes Wort! Wir sind nicht erwünscht, werden lediglich geduldet, und das auch immer nur für jeweils vier Wochen.

Wie oft haben sie Papa bei seinen monatlichen Vorsprechterminen zur Verlängerung der Duldung im Amt unverblümt gesagt, dass sie ihm seine Depressionen sowieso nicht glauben, dass sie annehmen, er wolle mit einer vorgespielten Krankheit nur die Abschiebung verhindern. Ich habe das selbst auch einmal bei einem Krankenhausaufenthalt erlebt. Obwohl es mir sehr schlecht ging und es einen klaren medizinischen Befund gab, sagte mir eine Ärztin ungefragt: „Für Ihren Kampf um die Aufenthaltsgenehmigung können Sie uns aber nicht einspannen.“

Im Nachhinein wundere ich mich, dass sie Papa überhaupt in ein teures Gefängnis-Krankenhaus zur Überbrückung bis zum Abflugtermin gesteckt haben – ein normaler Abschiebeknast hätte es doch auch getan, wenn Papa doch angeblich gar nicht krank war.

Ich stelle mir vor, unser Vater legt sich mit der Absicht zu schlafen auf sein Knastbett und lässt den letzten Blick des Tages durch das vergitterte Fenster schweifen. Mit einem Kloß im Hals und Tränen in den Augen denkt er an uns, seine Liebsten. Der Schmerz überwältigt ihn, lässt ihn nicht einschlafen. Er beginnt lauthals zu klagen. In Gedanken ist er bei jedem einzelnen von uns.

„Resmi, meine Frau, Semra, Merima, Vesna, mein lieber kleiner Edijan. Werden wir uns jemals wiedersehen? Wie werdet ihr ohne mich klarkommen? Werden auch euch die Häscher schnappen und in eine Zelle sperren? Ich wünsche euch, dass ihr stark bleibt und euch widersetzt. Auch wenn wir uns dann nicht mehr sehen. Ich will das Beste für euch und das Beste ist es, wenn ihr in Deutschland bleibt.“

Die Klagen nehmen kein Ende. Ein Pfleger gibt meinem Vater eine Beruhigungstablette. Medizin gegen seelische Schmerzen, die ungerechte Gesetze und jene, die sie ausführen, hervorgerufen haben. Ich stelle mir vor, dass Papa eine Zigarette rauchen möchte – aber keine hat. Ich stelle mir vor, dass der Pfleger kein Unmensch ist, ich wünsche es mir. Ich wünsche mir, dass er Papa eine von seinen Zigaretten schenkt.

Ich liege auf meiner Matratze bei Freunden, neben meiner Mutter und meinen Geschwistern. Wir sind für ein paar Tage illegal in einer Nachbarstadt untergetaucht, bis wir durch das erste von fünf aufeinanderfolgenden Kirchenasylen wieder eine Duldung haben. Ich liege also bei meinen Lieben. Edijan schläft, alle anderen bekommen kein Auge zu. Wir nehmen uns an den Händen und weinen. Wir denken an Papa und verzweifeln daran, dass wir ihm nicht helfen können. Wie sollen wir nur ohne ihn weitermachen?

4

Der Tag X

Wir saßen in einem Hinterzimmer eines Cafés. Alle waren mitgekommen, Mama, Merima, Vesna und Edian. Ein Unterstützer aus Köln begleitete uns. Es war ein Mittwoch und am nächsten Montag mussten wir wieder zur Ausländerbehörde. Alles deutete darauf hin, dass sie uns nun auch abschieben würden. Unsere Kölner Unterstützer schlugen vor, wir sollten in ein Kirchenasyl gehen, um der Abschiebung vorerst zu entgehen und um weitere juristische Möglichkeiten auszunutzen. Aber wer würde uns aufnehmen? Kirchenasyl, was für ein Wort. Asyl. Hier in dem Land, wo wir aufgewachsen sind. Vor uns saß jemand, dessen Namen ich nicht nennen werde, jemand, der sich auskannte in solchen Fällen, also, wenn Leute illegal werden, sich verstecken müssen, ein Asyl brauchten. Ich erzählte ihm unsere Geschichte.

Wir würden in den nächsten Monaten immer wieder Menschen treffen, in deren Hand wir unser Schicksal legten, die wir nicht kannten und denen wir doch vertrauen mussten. Schon am nächsten Tag kam der Anruf, ein Kollege hätte einen Kontakt zu einer Kirchengemeinde.

Wir gingen zu viert zum Gemeindesaal. Mama war dabei und zwei neue Düsseldorfer Unterstützer. Wir mussten in einem Vorraum warten, bis wir herein gerufen wurden. Ich war total nervös. Immer wieder fragte ich mich, was ich denn gleich sagen sollte. Und ich bekam die Antwort, die ich in den nächsten Monaten immer wieder hören sollte: „Semra, erzähl es so, wie du es uns erzählt hast. Du machst das schon.“

Wir kamen in den Saal, in dem fast zwanzig Menschen saßen. Es war der Pfarrgemeinderat der St. Lambertus-Gemeinde. Ich fing an zu erzählen, von Düsseldorf, dass wir hierhin gehörten, dass Papa weg ist, was in Serbien passiert war, in dem Dorf, aus dem meine Eltern kommen, von den Zuständen dort, dass wir Kinder die Sprache nicht können, dass wir schreckliche Angst haben. Es gab viele Nachfragen vor allem, ob es noch eine juristische Chance gäbe. Bei manchen merkte man sofort eine offene Anteilnahme, bei anderen spürte ich auch Misstrauen.

Dann gingen wir bange Herzens, das Kirchengremium musste sich beraten. Wir warteten in einem Restaurant in der Nähe. Warteten und warteten. Auf einen Telefonanruf, der entscheidend für unser Leben sein würde. Ungefähr eine Stunde später rief uns Stadtdechant Monsignore Rolf Steinhäuser persönlich an: „Wir gewähren euch Kirchasyl“, so die erst einmal erlösende Nachricht, die wir erhofft hatten. Eine Wohnung auf dem Kirchengelände mitten in der Altstadt stünde gerade leer. Wir könnten am Sonntag einziehen, damit wir am Montag, beim Termin bei der Ausländerbehörde, schon geschützt wären.

Kirchenasyl. Ich war zwar total erschöpft aber auch erleichtert. Es ging weiter. Wir wussten zwar nicht, wie, aber wir waren nun nicht mehr allein.

Am Sonntag räumten wir unsere ehemalige Wohnung in einer Unterkunft für Flüchtlinge. Wir waren alle sehr nervös, so als hätte jeden Augenblick die Polizei kommen können. Fast hektisch räumten wir unsere wenigen Sachen in einen Transporter. Die Möbel ließen wir fast alle zurück. Es war wie auf der Flucht, als wären wir jetzt nur noch auf dem Kirchengelände sicher.

Am nächsten Tag stand es schon in den Zeitungen. Eine Familie aus Serbien hat Kirchenasyl bekommen, ausgerechnet in einer bedeutenden Kirche in Düsseldorf. Wir waren gemeint – auch, wenn wir Kinder gar nicht aus Serbien kommen.

Vor dem Ausländeramt waren schon eine Menge Leute, um für unser Bleiberecht zu demonstrieren. Nur Mama und ich gingen hin, die anderen blieben in der Kirchenwohnung. Es war eine ganze Delegation, die uns in die Höhle des Löwen begleitete: der pensionierte evangelische Pfarrer Friedhelm Meyer, die Rechtsanwältin Irene Wollenberg und die zwei Stadtratsmitglieder Frank Laubenburg und Marit von Ahnefeld. Im Grunde waren es damals Fremde und trotzdem setzten sie sich für mich und meine Familie ein.

Das Gespräch auf der Ausländerbehörde, zu dem dann wohl wegen des öffentlichen Protestes erstmalig auch der Leiter hinzukam, dauerte über eine Stunde. Meine Begleiter ließen nicht locker, sie argumentierten unablässig. Wenn es an einem Punkt nicht weiter ging, fing der nächste an. Solange, bis die Ausländerbehörde uns noch mal notgedrungen eine Duldung für vier Wochen ausstellte. Ich konnte es kaum fassen, dass ich die Behörde einfach so wieder verlassen durfte. Dass nichts passiert war.

Als wir nach draußen kamen, warten Journalisten und viele Unterstützer auf uns. Alle waren erleichtert und stellten einfach viel zu viele Fragen. Ich war gleichzeitig euphorisch und ganz erschlagen. Mir schossen die Tränen in die Augen. Jemand nahm mich in den Arm.

Am Abend war es natürlich noch ein komisches Gefühl in dieser für uns fremden Wohnung zu schlafen. Ich blickte aus dem Fenster direkt auf den Rhein. Die Aussicht ist sehr schön. Es beruhigte mich. Noch nie hatte mir dieser Fluss, der mitten durch Düsseldorf fließt, soviel Trost gegeben. Er fließt immer weiter, bis ans Meer, bis zum Horizont. Dort lag nun unsere Zukunft. In ungewisser Ferne. Hoffnung.

5

Nicht einmal zur Beerdigung

Am 28. März ist unsere Oma in Serbien gestorben. Sie war zuckerkrank. Wir waren alle sehr traurig, besonders Mama. Nun hat sie ihre Mutter verloren. Sie zeigt uns ein Foto von ihr. Und dann noch eines von Opa, der schon lange tot ist. „Opa hatte eine helle Haut“, erzählt sie uns und reicht die zerknitterte Schwarzweiß-Fotografie herum. Vesna sieht ihm angeblich ähnlich, sagt Mama. Sie hat von uns allen die hellste Haut.

Unsere Oma war wohl schon länger krank. Als meine Eltern vor dem Krieg geflohen sind, wollte sie nicht mitkommen nach Deutschland. Sie fühlte sich schon damals zu schlapp dafür, berichtet Mama. Und nun ist sie also tot. Wir Kinder haben sie nie kennengelernt, weil wir ja Nordrhein-Westfalen nicht verlassen durften. (Wir haben es dennoch einmal getan, als wir vor der Verfolgung durch die Ausländerbehörde für kurze Zeit in die Schweiz geflohen waren. Da war ich noch klein

und Edijan noch gar nicht auf der Welt.) Unsere Familie ist auch noch nie zusammen in Urlaub gefahren.

Wenn bei uns Roma jemand stirbt, versammelt sich die ganze Familie und bereitet die Beerdigung vor. Wir trösten uns gegenseitig, essen zusammen und besprechen die Beisetzungszeremonie mit dem Imam, suchen einen Sarg aus, gestalten die Todesanzeige ... all das, was unsere Freunde, die deutsche Eltern haben, auch tun. Aber beim Todesfall unserer Oma war es anders. Wir waren allein, sogar ohne unseren Vater. Wir haben keine Verwandten in Düsseldorf, zum Glück wenigstens Roma-Freunde, die die Traditionen unserer Familien kennen und helfen, sie aufrecht zu erhalten. Aber was konnten sie in dieser Situation schon für uns tun? Nicht viel.

Normalerweise wäre es unsere heilige Pflicht gewesen, unserer Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen und nach Serbien zur Beerdigung zu fliegen. Aber: Mit einer Duldung dürfen wir nicht reisen. Es hat unserer Mama das Herz gebrochen, dass sie ihre eigene Mutter, die sie 17 Jahre nicht gesehen hat, nicht zu Grabe tragen durfte. Dabei nehmen wir Roma den Tod unserer Verwandten sehr ernst. Die Trauerfrist beträgt ein Jahr. Streng genommen hätte meine Mutter meinen 18ten Geburtstag im Dezember gar nicht feiern dürfen. Aber der 18te ist bei uns etwas ganz Besonderes. Genauso wie die Feier zur Geburt eines Kindes. Wir haben ein Foto, das Mama mit dem kleinen, einige Monate alten Edijan auf dem Arm zeigt. Mama ist sehr schön darauf. Ihre Haare sind hübsch geflochten. Sie sieht noch ganz jung aus. Ganz anders als jetzt, nur wenige Jahre später, wo sie trauert und die Angst ihr ständiger Begleiter ist. Sie ist nur noch ein Schatten ihrer selbst. Sie weint viel und wir merken, wie schwer es ihr fällt, die Familie zusammen zu halten. Mitunter fürchte ich, sie bekommt einen Nervenzusammenbruch und landet auch in der Psychiatrie, wie Papa.

Manchmal geht Mama in die Kirche und zündet eine Kerze für uns an. Obwohl wir Moslems sind, betet sie zur Heiligen Jungfrau Maria. Einmal im Jahr, im August, findet im Kölner Dom ein gigantisches Treffen der Roma aus ganz Deutschland statt – das ist immer ein riesiges Ereignis, bei dem wir viele Freunde und Bekannte treffen. Die letzten beiden Male waren wir ohne unseren Vater da – das war traurig. Aber viele haben uns auch getröstet und versucht, uns Mut zu machen.

An dem Tag, an dem Oma gestorben ist, ging Mama wieder in eine Kirche und hat am Altar der Mutter Maria eine Kerze angezündet. Abends hat sie Wasser aus dem Wallfahrtsort Lourdes, das sie in Köln von Freunden bekommen hat, getrunken und für ihre Mutter gebetet. Es ist sehr schlimm, wenn man mit seinem Schmerz so allein ist, wie unsere Mutter. Früher haben wir sie immer irgendwie trösten können. Besonders Papa hat in der ausweglosesten Lage noch irgendwie ein Lächeln auf unser Gesicht zaubern können. Wir nehmen Mama alle in den Arm.

6

Im Brennpunkt

Im Nachhinein muss ich sagen, dass der 29. Mai für das weitere Schicksal unserer Familie ein einschneidendes Datum war. An diesem Tag habe ich ein betriebswirtschaftliches Praktikum bei einer Organisation für Obdachlose in Düsseldorf begonnen. Ich besuchte damals die Höhere Handelsschule und hatte die Straßenzeitung „fiftyfifty“ schon öfter bei einem Obdachlosen gekauft. Das Praktikum war von der Schule vorgeschrieben. Und ich fand es toll, was fiftyfifty für Menschen am Rande der Gesellschaft tut. Letztendlich waren ja auch wir an den Rand gedrängt. Und arm waren wir auch. Nachdem die Ausländerbehörde meinen Eltern die Arbeitserlaubnis entzogen hatte und sie damit kein Geld mehr verdienen konnten, wurden wir mit Zahlungen nach dem Asylbewerberleistungsgesetz abgespeist – etwa 30 Prozent weniger als Sozialhilfe. Wie sollten wir mit so wenig Geld auskommen?

Außerdem haben wir noch unsere schöne Wohnung verloren. Weil unsere Eltern nicht mehr arbeiten durften, konnten wir uns die Wohnung nicht mehr leisten – das Familienauto natürlich ebenso nicht mehr. Die Stadt hat uns eine schäbige Bleibe in einer Brennpunktsiedlung zugewiesen. Wir lebten nun in einem Hochhaus zusammen mit Menschen, von denen viele ihr Leben nicht mehr geregelt bekamen. Nicht wenige waren schon am Morgen betrunken, haben ihre Kinder

vernachlässigt, den Partner betrogen oder geschlagen. Wie sehr sehnten wir uns nach unseren alten, geregelten Verhältnissen zurück. Wir haben uns öfter gefragt, wieso eine intakte Familie wie wir abgeschoben werden sollte, während gleichzeitig andere, die viele Probleme verursachen, mit umfangreichen staatlichen Hilfen in die Gesellschaft zurückgeführt werden. Ich möchte nicht falsch verstanden werden: Natürlich finde ich es richtig, dass ein Staat auch für die Schwachen da ist. Aber wenn man quasi im Ghetto wohnt, ist es schwer, nachzuempfinden, warum wir, die wir einen positiven Beitrag für die Gesellschaft leisten können, abgeschoben werden sollen, warum man uns alles genommen hat, warum wir im Keller eine verschmutzte Dusche benutzen müssen, weil unsere Schlichtunterkunft keine Dusche hat, warum wir den Dreck und das Geschrei auf dem Hof ertragen müssen. Niemand hat uns gefragt, ob wir hier wohnen wollen.

Eine meiner ersten Aufgaben bei fiftyfifty war es, Presseartikel nach Datum zu sortieren, auf Din-A-4-Blätter zu kleben und abzuheften – kein schwerer Job eigentlich. Doch ich war unkonzentriert und habe nicht viel geschafft. Als der Chef der Einrichtung, den meine freche Schwester Merima später aus irgendeinem nicht nachvollziehbaren Grund „Tschacko“ nannte, mich fragte, ob ich klar käme, konnte ich die Tränen nicht mehr zurückhalten. Von diesem Moment an hat sich Tschacko bedingungslos und bis an die Grenzen seiner Kraft und darüber hinaus der Bleiberechtskampagne für unsere Familie verschrieben. In der Folge sind viele Artikel in unzähligen Zeitungen über das Unrecht, das uns angetan wurde, erschienen. Der Unterstützerkreis, den es schon gab, vergrößerte sich und wir wurden für den Zeitraum eines Jahres die wohl bekannteste von Abschiebung bedrohte Familie von Deutschland. Unser Schicksal prangerte stellvertretend für über 200.000 ebenso Betroffene das Unrecht an, das sogenannten Ausländern ohne Bleiberecht angetan wurde und noch immer angetan wird.

Tschacko forderte mich auf, meine Geschichte und die unserer Familie aufzuschreiben. Dabei entdeckte ich mein schriftstellerisches Talent. Der Beitrag erschien in einigen Zeitungen und löste große Betroffenheit aus. Nach einem Hilferuf in fiftyfifty schließlich haben über 3.000 Menschen einen Protestbrief gegen unsere Abschiebung unterschrieben und persönliche, zumeist sehr bewegende Appelle an unseren mittlerweile verstorbenen Oberbürgermeister Joachim Erwin geschrieben. (Sein Tod am 20. Mai 2008 hat uns sehr betroffen gemacht und wir hatten Mitleid mit seiner Familie und ihm, obwohl er uns unbedingt abschieben wollte.) Eine Frau zum Beispiel hat den Briefumschlag an Herrn Erwin mit ganz vielen kleinen Papierherzen gefüllt und darauf geschrieben: „Bitte zeigen Sie Herz.“ Eine Schülerin hat auf das Motto der gerade laufenden Fußballweltmeisterschaft verwiesen: „Die Welt zu Gast bei Freunden.“ Die Kopien der Briefe und emails haben uns alle sehr berührt und uns Trost vermittelt. Der offizielle Antwortbrief des Oberbürgermeisters dagegen hat uns erschreckt. Joachim Erwin ließ die besorgten Bürgerbriefe gleichlautend dahingehend beantworten, dass das Gesetz keine andere Möglichkeit zulasse, als uns abzuschieben. Wörtlich: „Im Falle der Familie Idic hat die Kommunale Ausländerbehörde im Rahmen der geltenden Rechtslage gehandelt, ein Ermessensspielraum ist ihr dabei nicht eingeräumt.“ Man wolle aber noch ein ausstehendes Verfahren beim Verwaltungsgericht abwarten und bitte um Verständnis dafür, dass die deutsche Asylpraxis eben nur dann funktioniere, wenn die, die man irgendwann aufgenommen habe, auch in ihre Heimatländer zurückkehrten.

Heimat?

Zurück?

7

Umzug ins Kirchenasyl im Kloster

Anfang Juni mussten wir unser erstes Kirchenasyl räumen – eine schöne Wohnung der St.-Lambertus-Gemeinde unter dem Schutz von Stadtdechant Rolf Steinhäuser mitten in der Düsseldorfer Altstadt mit Blick auf den Rhein. Die Wohnung sollte in ein Begegnungszentrum umgebaut werden und die Handwerker waren schon lange bestellt. fiftyfifty hat den Umzugswagen organisiert. Das Wetter war strahlend, die Stimmung dagegen auf dem Tiefpunkt. Würden wir nun

unser letztes Domizil in Deutschland beziehen? Hatte der ganze Nervenstress überhaupt einen Sinn? Sollten wir nicht doch lieber „freiwillig“ gehen und uns das Drama der Abschiebung ersparen? Als ich die vielen Helfer sah, fasste ich wieder Mut. Wenn uns ursprünglich fremde Menschen derart unterstützten, war dann die Lage vielleicht doch nicht ganz aussichtslos?

Merima schaute aus ihren großen Augen durchs Fenster auf den Rhein. Ihr Blick war traurig und ging ins Leere. Wir stellten einander vor und wuchteten dann gemeinsam unsere spärlichen Möbel in den Pritschenwagen. Edijan weinte, weil sein neuer, blauer Ball beim Kicken viele Meter hoch an einer steinernen Kreuzigungsgruppe an der Außenwand der Lambertuskirche hängen geblieben war. Tschacko sagte, der Ball würde dereinst ein Mahnmal für das sein, was uns angetan worden sei. Als wir später einmal wieder an dem Kruzifix vorbeikamen, war der Ball nicht mehr sichtbar. Vielleicht war die Luft entwichen und die geschrumpfte Plastikhaut hinter einer Figur verschwunden. Warum auch nicht: Es gab ja dann doch keinen Grund mehr, an unser Schicksal zu erinnern, oder etwa doch? Warum schreibe ich sonst diese Zeilen?

Der treue Josef, ein Mann um die 50, der die regelmäßigen Treffen des Unterstützerkreises leitete und der auch sonst immer mit seiner Familie für uns da war, nahm unseren kleinen, weinenden Bruder in die Arme und tröstete ihn. Während Vesna fleißig beim Beladen half, ging meine Mutter mit verheultem Gesicht wie eine aufgeschreckte Henne, die im Begriff war, ihre Küken zu verlieren, von einem Raum in den anderen. Das Ende der ersten Station eines quälenden Kirchenasyls, das noch etwa ein Jahr dauern sollte – freilich nicht an diesem Ort.

Die nächste notdürftige Unterkunft sollte das Franziskanerkloster sein. Es hat einen großen Innenhof, von dem aus die zusammen mit fiftyfifty betriebene Armenspeisung und der Eingang zum Gästetrakt abgehen, außerdem ein wunderschöner Garten. Wir fanden es sehr mutig, dass die Patres gegen alle öffentlichen Anfeindungen bereit waren, uns Kirchenasyl zu gewähren. Es wurden Stimmen laut, dieser Akt christlicher Nächstenliebe sei illegal. Aber es ging ja nur darum, uns bis zur Ausschöpfung aller legalen Möglichkeiten zu beherbergen. (Wobei manche Unterstützer auch über weitergehende, nicht mehr legale Möglichkeiten mit uns diskutiert haben.) Natürlich hat die Tatsache, dass der Stadtdechant, das Franziskanerkloster und später noch drei evangelische Gemeinden im längsten Kirchenasyl der jüngeren deutschen Geschichte uns Schutz geboten haben, die öffentliche Meinung positiv beeinflusst und wir sind - auch im Nachhinein - unendlich dankbar für so viel Zivilcourage. Ich weiß, dass gerade bei Zusammentreffen mit dem Oberbürgermeister viel Standhaftigkeit von Seiten der Kirchenrepräsentanten notwendig war. Bei einer Feier im Kloster habe ich selbst miterlebt, wie Herr Erwin uns beschimpft hat. (Es gehört einfach zur Redlichkeit, dies zu erwähnen, auch wenn man über Tote nicht schlecht reden soll und ich dies auch nicht tun will.) „Wenn Sie wüssten, wie kriminell diese Familie Idic ist, würden Sie keinen Finger mehr für sie rühren“, hat er vor über hundert Leuten zu Tschacko gesagt, während meine Schwester Merima neben ihm in der ersten Reihe saß und Vesna ihn und die anderen mit erfrischenden Getränken bediente. Dies hat uns fast zu Tode erschreckt, zumal wir eigentlich die Gelegenheit nutzen wollten, um beim Oberbürgermeister einen guten Eindruck zu hinterlassen und möglicherweise mit ihm ins Gespräch zu kommen. Immerhin hatte er es nach Rechtsauffassung unseres Anwaltes in der Hand, durch großzügige Auslegung der Gesetze mich und meine Familie zu retten.

Die Unterkunft im Kloster erinnerte ein wenig an Katakomben und sie vermittelte mir unmittelbar das Gefühl von Verfolgung – ein bisschen wie bei den ersten Christen im alten Rom. Niedrige Räume mit Deckengewölbe, kein natürliches Licht. Eine kleine, alte Küchenzeile, eine lange, mittelalterlich anmutenden Holztafel, die uns später bei den Unterstützertreffen gute Dienste geleistet hat. In einer Ecke ein Fernseher, zum Glück. Merima hat ihn direkt eingeschaltet und setzte sich mit Edijan auf dem Schoß in einem alten Sessel davor, um ein Spiel der Fußballweltmeisterschaft anzuschauen. Dabei fiel mir wieder der Solidaritätsbrief einer Unterstützerin ein: „Die Welt zu Gast bei Freunden“ – das offizielle Motto der WM. Während Menschen aus allen Ländern dieser Erde in Deutschland willkommen waren, sollten wir aus diesem Staat, der immer die Heimat von uns Kindern war und seit 17 Jahren die unserer Eltern, entfernt werden und Papa war ja bereits weg, ging es voller Bitterkeit durch meinen Kopf. Was ist daran

wohl Gastfreundschaft? Merima machte sich darüber einstweilen keine Gedanken, sie hatte nur Augen für Ronaldinho, ihren großen Schwarm. Als er endlich auf der Mattscheibe auftauchte, geriet sie in Verzückung: „Der ist ja so süüüüüß.“

Nachdem Mama unsere Möbel in verschiedenen Ecken untergebracht hatte, inspizierte sie die Schlafzimmer. Es gab vier mit insgesamt sechs Betten. Mama hätte also mit Edijan in einem Zimmer schlafen können und wir Mädchen in je einem anderen. Doch das wollten wir nicht. Wir bauten uns in dem größten Raum ein Matratzenlager, auf dem wir alle zusammen nächtigen würden. Nächtigen – das traf es genau. Denn richtig schlafen konnten wir schon lange nicht mehr und das zehrte an den Kräften. Wie sollten wir für unser Bleiberecht kämpfen, wenn wir völlig übermüdet waren? Das betraf nicht zuletzt mich, da ich den Großteil der Kampagnenarbeit erledigen musste: Bittbriefe schreiben, Unterstützer treffen, auf Kundgebungen sprechen und so weiter. Hinzu kam, dass der Alltag ja auch irgendwie weiter gehen musste: Edijan in den Kindergarten bringen, zur Schule gehen, kochen, einkaufen und viele Kleinigkeiten, die unser Umzug mit sich brachte wie das Ummelden beim Amt, neue Bahntickets für die Fahrt zur Schule organisieren ... alles kostete so viel Zeit und die hatten wir gerade gar nicht. So konnten selbst Kleinigkeiten zu einer großen Belastung werden.

Am späten Nachmittag kamen Bruder Klaus-Dieter, den alle nur K.D. nennen, und der Chef des Klosters, Pater Volkwart. Sie haben uns im Namen der ganzen Gemeinschaft willkommen geheißen und brachten einige Lebensmittel aus dem Bestand der Klause, wie die Armenspeisung für Obdachlose auch heißt, und deren Chef K. D. ist. Mama machte einen Kaffee, UNSEREN Kaffee, eine typische Aufbrüfung, wie er bei uns Roma üblich ist. Ein spezielles Pulver wird in einem kleinen Töpfchen zusammen mit dem Zucker gekocht und dann serviert. Das Resultat ist stark, süß, etwas trüb und sehr lecker, sagt jedenfalls auch Tschacko, der den Kaffee aus Pads, den wir später nach Anschaffung einer entsprechenden Maschine angeboten haben, entschieden ablehnt. Manche unserer Leute können aus dem Kaffeersatz die Zukunft vorhersagen. Einmal habe ich so getan, als ob ich es auch könnte: Dabei habe ich die Kaffeetasse auf die dazugehörige Untertasse gestürzt und so lange gewartet, bis an den Rändern die Brühe leicht blubbernd herauslief. Aus den Blasen kann man dann das Schicksal erkennen. Ich habe K. D. Gesundheit prophezeit, worüber er sich sehr gefreut hat, denn er war zum Zeitpunkt unseres Gastaufenthaltes schwer krank, was ich aber nicht wusste.

Bruder Klaus-Dieter ist ein Mönch, wie man ihn sich idealtypisch vorstellt, mit rundem Gesicht und leichtem Bauchansatz, fröhlich und sehr herzlich. Und Pater Volkwart ist ein Abt, wie er im Buche steht, nur noch viel besser. Er strahlt Würde und Autorität aus und ist dabei sehr nett und gütig. Außerdem ist er mutig. Er hat nicht nur das Kirchenasyl für uns ermöglicht, sondern uns auch einmal bei einem unserer schweren, angstbesessenen Gänge zum Ausländeramt begleitet und uns somit das Gefühl von Schutz vermittelt. Es würde bestimmt schwerer, uns im Beisein eines so großen Würdenträgers zu verhaften, dachte ich damals.

Pater Volkwart schenkte Mama ein Marienbild, das sie noch bis heute verehrt. Im Laufe unserer schlimmen Zeit des Bangens und des Hoffens hat sie oft davor gekniet, um bei der Gottesmutter für uns und für alle Menschen in Not zu beten – sogar für unseren Oberbürgermeister, der – wie wir aus der Presse erfahren hatten – an Krebs litt. Nach einer Weile verließ der schon alte Ordensmann, von der Bürde seines Amtes gezeichnet, unsere Katakomben und ließ Bruder Klaus-Dieter mit uns zurück. K. D. schlug unserer erneut weinenden Mutter vor, ab dem nächsten Tag in der Küche des Klosters zu helfen, um sich ein wenig abzulenken. Dies hat sie dankbar angenommen, zumal dort eine Frau aus dem ehemaligen Jugoslawien arbeitete, mit der sie sich ein wenig verständigen und anfreunden konnte. Außerdem war Mama froh, dass sie sich für die erwiesene Gastfreundschaft mit ihrer Arbeit ein wenig revanchieren konnte.

K. D. wollte uns offenbar aufmuntern. Da die Sonne noch viel Kraft hatte, forderte er uns auf, mit in den Klosterhof zu gehen. Dort spielte er mit Edijan auf der Wiese des Gartens Fußball und bat uns, die in diesem heißen Jahr bereits sehr früh gereiften Kirschen an den Bäumen zu ernten. So waren wir beschäftigt und hatten außerdem einen leckeren Nachtmahl für unsere Mahlzeit, die Mama gerade zubereitete. Weil es die erste in der neuen provisorischen Bleibe war und wir alle

nach dem traurigen Umzug gar keinen Appetit hatten, kann ich mich noch daran erinnern: Es gab Nudeln mit Ketschup und Schafskäse, dazu gemischten Salat mit Thunfisch. Wer wollte, konnte sich die Speise noch mit geriebenen und getrockneten Pepperoni, wie wir sie lieben, würzen. Ich quetschte mir zusätzlich aus einer großen Plastikflasche Mayonese auf mein Essen – Nervennahrung, die ich in dieser Stressphase einfach brauchte. „Lass es dir nur schmecken“, ermunterte mich K. D.; andere würden unter so einer Belastung vielleicht viel Alkohol trinken und rauchen, was ich beides bis heute nicht tue.

Oder völlig durchdrehen.

8

Unsere Zuckerfeste

Zweimal im Jahr feiern wir Bayram, das Zuckerfest. Mama sagt immer nur „unser Fest“. Dann kommen Roma-Freunde und neuerdings auch Unterstützer zu Besuch. Und einmal im Jahr, beim „großen“ Fest, treffen wir uns zusätzlich mit allen Roma der Stadt zum Grillen und essen Lamm. Das ist immer eine riesige Versammlung und wir freuen uns sehr darauf. Mit Bayram begehen wir das Ende des Fastenmonats. Allerdings sind wir nicht besonders streng in der Enthaltbarkeit. Kinder müssen sowieso nicht fasten und für Erwachsene gibt es auch Ausnahmen, etwa wenn man krank ist. Und krank waren wir in der schweren Zeit ständig. Wir alle hatten Stresssymptome und Edijan und Vesna litten oft unter Mittelohrentzündungen. Edijan ist sogar schon mehrfach operiert worden, zuletzt noch während der Kampf gegen die Abschiebung auf Hochtouren lief. Wir waren alle abwechselnd zu Besuch im Krankenhaus, um auf unseren kleinen Prinzen aufzupassen. Besonders Vesna hat sich, wenn sie nicht selber Schmerzen hatte, sehr um Edijan gekümmert, da sie als Zweitjüngste noch wenig an der Kampagne beteiligt war. Auch Tschacko hat Edijan fast täglich im Krankenhaus besucht und ihn mit Gesellschaftsspielen abgelenkt. Er war es auch, der ein medizinisches Gutachten veranlasst hat, das die Frage, ob chronisch-krank Kinder abgeschoben werden dürfen, klären sollte – leider ohne eindeutige Stellungnahme zu unseren Gunsten. Der Professor, der Vesna und Edijan untersucht hatte, war zwar persönlich gegen unsere Abschiebung eingestellt, wollte aber die medizinische Fragestellung objektiv beurteilen. Und das bedeutete, dass er die chronischen Erkrankungen zwar anerkannt hatte, sich aber nicht zu dem Fazit durchringen konnte, dass die Mittelohrvereiterungen, die im schlimmsten Fall zur Taubheit führen können, nicht auch in Serbien behandelt hätten werden könnten. Bei allem Respekt: Woher weiß der Professor, wie die gesundheitliche Versorgung für Roma auf dem Balkan ist?

Umgekehrt funktioniert das Gutachterwesen offensichtlich besser: Neuerdings gibt es einen Arzt in Bonn, der den Ausländerbehörden des Landes gegen Geld zweifelhafte Gefälligkeits-„Expertisen“ anbietet, mit deren Hilfe Menschen wie wir reise- und abschiebетаuglich erklärt werden. Das habe ich im Fernsehen gesehen. Ich bin empört darüber, dass es Mediziner gibt, die so etwas tun und Behörden, die es wagen, eine unmenschliche Praxis mit solchen Pseudo-Attesten aufrechtzuerhalten. In dem Fernsehbeitrag hat ein Sprecher des NRW-Innenministers erklärt, es gäbe keinen Grund, dies zu beanstanden.

Die Vorbereitung auf Bayram ist auch eine Zeit der Besinnung. Wer bin ich? Wie verläuft mein Leben? Was möchte ich erreichen? Wie halte ich es mit der Liebe zu Gott und den Nächsten?

Ich denke, die Liebe kann uns in tiefste Abgründe ziehen und unser Bewusstsein völlig in Beschlag nehmen. Ich frage mich manchmal, ob es überhaupt einen klitzekleinen Sinn macht, dieses ganze kuriose Leben und den Kampf gegen Ungerechtigkeit auf sich zu nehmen? In einem Beitrag, den ich einmal für fiftyfifty verfasst habe, habe ich mir sozusagen selbst die Antwort gegeben, wie ich jetzt erst bei Durchsicht aller Dokumente erkenne: *„Ich werde glückliche Menschen sehen. Vielleicht Menschen, die in einer fantastischen Beziehung leben und von innen heraus strahlen. Und ich werde mir noch etliche Gedanken über unsere komischen Gefühlswelten machen. Dann werde ich mich in ein Loch zurückziehen und die ganzen Dinge nicht mehr verstehen. Und ich werde ein wenig frieren. Wenn nicht sogar sehr. Und nach langer Traurigkeit werden unsere Feste*

wieder ein kleines bisschen Hoffnung in uns auflodern lassen und ein Lächeln in unser Gesicht zaubern.“

Am Bayram-Fest kocht Mama immer leckeres Essen und backt mit viel Aufwand und Liebe köstliche Zuckerwaren – Bacclava genannt. In diesem Jahr hat sie auch für unsere Unterstützer mitgebacken. Immer, wenn Besuch kam, hat sie dann zu unserem typischen Kaffee von ihren Leckereien angeboten.

Ich finde es wichtig, die Tradition unserer Feiertage zu bewahren und von Generation zu Generation weiter zu geben. Ebenso finde ich es schön, die Feste unserer Freunde mitzufeiern und deren Hintergrund zu verstehen. Es ist eine Freude, an Ostern oder Weihnachten eingeladen zu werden oder in einen christlichen Gottesdienst zu gehen - auch, wenn wir selbst Muslime sind. Natürlich will ich die Unterschiede zwischen den Religionen und Konfessionen nicht kleinreden, warum auch? Die Erfahrung dieser Unterschiede ist ja schließlich eine Erfahrung der Reichhaltigkeit menschlichen Lebens und kann zu wertvollen Begegnungen führen. Aber eines weiß ich in meinem Herzen genau: Es gibt nur einen einzigen Gott und der ist für alle Menschen da.

9

Ein unmoralisches Angebot

„Einzelfälle, die so besonders sind, dass es eine unvertretbare Härte wäre, wenn die Betroffenen tatsächlich Deutschland verlassen müssten, prüft in Nordrhein-Westfalen (und anderen Bundesländern) auf Antrag eine Härtefallkommission des Landesinnenministers“, hat Oberbürgermeister Joachim Erwin in seinem bereits erwähnten Brief an unsere Unterstützer geschrieben und hinzugefügt: „Für die Familie Idic hat die Härtefallkommission diese Frage mehrfach geprüft und nur für die fast volljährige Semra das Vorliegen eines Härtefalles bejaht, mit der Folge, dass die Mutter und ihre Geschwister (gemeint sind wohl *meine* Geschwister, S. I.) weiter ausreisepflichtig bleiben.“

Was sich so einfach und lapidar anhört, war ein in Wirklichkeit steiniger, mit viel Aufwand, Tränen und Engagement versehener Versuch, der in einer bitteren Enttäuschung endete, auch weil, wie wir nun wissen, die Gegenseite ihre Argumentation auf Lügen aufgebaut hatte.

Was war passiert? Zwei unserer Unterstützer hatten im Internet nachgeschaut, wie die Mitglieder der Härtefallkommission heißen und welche Organisation sie repräsentieren. Wir riefen einige an und fragten, was zu tun sei, damit die Härtefallkommission sich erneut mit unserer Familie befasste. Das Kontaktieren eines Mitgliedes dieser „unabhängigen“ Kommission ist nicht verboten aber in gewisser Weise ein Tabubruch und somit auch ein Risiko. Und: Dass sich das Gremium ein zweites Mal mit dem gleichen Fall beschäftigt ist sehr selten. Wenn es gelingt, wie in unserer Sache, ist es ein kleines Wunder.

Nachdem wir unsere Schulzeugnisse, eine Bescheinigung von Mamas altem Arbeitgeber über gute Leistungen und darüber, dass sie jederzeit dort wieder anfangen könnte sowie Nachweise über Praktika und soziales Engagement von uns Kindern eingereicht hatten, klammerten wir uns verzweifelt an diesen vermeintlich letzten Strohalm. Wir schickten die Unterlagen auch an den Vertreter der Caritas, in der Hoffnung, dass er sich für uns einsetzt. Der Caritas-Vertreter hat einem mit uns befreundeten Kirchenmann erläutert, dass sein Verband sehr erfolgreiche Eingliederungsprogramme für Abgeschobene im ehemaligen Jugoslawien durchführe und – für den schlimmsten Fall – auch diesbezüglich seine Hilfe angeboten. Ich frage mich allerdings, ob hier nicht ein Interessenskonflikt besteht. Wie kann ein Mann, dessen Verband staatlich geförderte Maßnahmen für Abschiebeopfer durchführt, gleichzeitig konsequent die Interessen der in größter Not befindlichen Antragssteller in der Härtefallkommission vertreten? Und auch das Flüchtlingshilfswerk PRO ASYL muss sich meines Erachtens fragen lassen, wie es mit seinen Prinzipien zu vereinbaren ist, durch Entsendung von Vertretern in die Härtefallkommission an der Abschiebung von Menschen indirekt mitzuwirken?

Nicht nur in unserem Fall – ich kenne mittlerweile viele andere – war das Votum der Härtefallkommission Wasser auf die Mühlen des Ausländeramtes. Nun hatten sie – sozusagen moralisch legitimiert – einen weiteren Grund, uns abzuschieben, meine Mutter und Geschwister sofort und mich später, nachdem ich mein Fachabitur gemacht hätte – ein ungeheuerliches, menschenverachtendes Votum, das meines Erachtens zudem mit dem grundgesetzlichen Schutz der Familie nicht zu vereinbaren ist. Immerhin war ich noch minderjährig! Eine Zeitung nannte den Vorschlag denn auch treffend „ein unmoralisches Angebot“, das unser Anwalt im Namen der ganzen Familie in einem Schriftsatz in der gebotenen Sachlichkeit, die anwaltliche Schreiben nun mal haben, aber klar zurückgewiesen hat.

Wie wir später aus einer vertraulichen Quelle erfahren haben, hat die Stadt Düsseldorf in ihrer Stellungnahme an die Härtefallkommission (und in einem Telefonat während der Beratung in diesem Gremium) mitgeteilt, meine Eltern seien kriminell. Dieses „Argument“ wurde auch für das Verfahren beim Verwaltungsgericht vorgebracht, wo ohne Verhandlung allein nach Aktenlage gegen uns entschieden wurde – doch dazu an anderer Stelle mehr. Wir sollten erst spät auf die Idee kommen, die Vorhaltungen der Stadt zu widerlegen. Das lag daran, dass mein Vater, der es besser wusste, abgeschoben war und sein Anwalt, der nicht mehr unser Anwalt war, sich weigerte, die Akte herauszurücken, weil angeblich nur Vlasta, also mein Vater, und nicht Resmi Idic, meine Mutter, ihn „mandantiert“ hätte. Ein Scheinargument: Tatsächlich wollte er viel Geld. Erst als kaum noch Hoffnung auf ein gutes Ende bestand, ist Tschacko mit mir zusammen in die Kanzlei dieses merkwürdigen Advokaten gegangen und hat ein dermaßen großes Theater abgezogen, dass der ehemalige Rechtsvertreter meines Vaters wenigstens das Kopieren der Akte erlaubt hatte.

Es kam mir vor wie in einem Krimi, bei dem der Ermittler nicht weiter wusste. Man liest die Akte hundert Mal. Und dann, beim hunderteinsten Mal, kommt einem die entscheidende Idee. Stimmt es eigentlich, dass unsere Eltern kriminell sind? Wo steht das?

Hier muss ich vorgreifen: Tatsächlich fanden wir einen fast zehn Jahre alten Bescheid wegen irgendeiner Tat aus dem Jahr 1999 mit einem Strafmaß von 60 Tagessätzen und stellten uns die Frage, wie lange man einem Menschen ein vergleichsweise geringes Vergehen – meine Mutter meint sich zu erinnern, dass mein Vater unter Alkoholeinfluss Auto gefahren ist – vorhalten kann. Doch auf die Idee, diese Frage zu stellen, sind wir erst sehr spät gekommen. Bis dahin hatten wir stets argumentiert, dass man die Vorhaltungen, die unseren Eltern gemacht wurden, uns Kindern nicht anlasten darf. Was also das Verfahren bei der Härtefallkommission anbetrifft, über deren Beratung wir durch eine kleine Indiskretion (nicht von Seiten eines Mitgliedes dieses Gremiums) erfahren haben, muss ich im Nachhinein urteilen: Die Juristen der Stadt Düsseldorf sind offensichtlich mit bewusst falschen, uns belastenden Aussagen angetreten und haben somit das vernichtende Votum herbeigeführt, denn die 60 Tagessätze waren entsprechend des sog. Bundeszentralregistergesetzes längst getilgt, was wir zu dieser Zeit noch nicht wussten. (Übrigens: Wäre das Votum der Kommission positiv für uns ausgefallen, hätte sich die Ausländerbehörde daran nicht halten müssen, weil es sich lediglich um eine Empfehlung handelte.)

Das für uns schlechte Ergebnis der Beratungen in der Härtefallkommission wurde von einem Schriftsatz der Ausländerbehörde dankend aufgenommen und am Ende sogar noch übertroffen. In dem Brief heißt es: „Die Härtefallkommission hat sich ... mit Ihrer Eingabe befasst ... und sah sich nicht in der Lage, eine (positive) Empfehlung oder ein Ersuchen auszusprechen.“ Dabei seien „nicht die persönlichen Belange und Interessen der in Deutschland verbliebenen Familienangehörigen an einem weiteren Aufenthalt im Bundesgebiet verkannt worden“, insbesondere „unter Berücksichtigung der Integrationsleistungen der Kinder, vor allem die der ältesten Tochter Semra, die im kommenden Jahr ihr Fachabitur ablegen könnte“. Vielmehr hätte, so berief sich die Ausländerbehörde auf die Härtefallkommission, „das strafrechtliche Verhalten ... zu einer deutlichen Verstärkung des öffentlichen Interesses an der Ausreise“ unserer Familie geführt. Außerdem wurde mit einem weiteren Vorwurf operiert, der, wie ich gelernt habe, in derartigen Verfahren gerne angeführt wird – der Vorwurf der „Täuschung“. Eine „Täuschung“ kann alles Mögliche sein. In unserem Fall zum Beispiel die Tatsache, dass sich, wie die Ausländerbehörde anführte, „die Eheleute Idic gemeinsam entschlossen haben, trotz der bestehenden Ausreisepflicht

nicht auszureisen“. Doch damit nicht genug: „Auch nach Abschiebung von Herrn Idic haben die Ehefrau und die Tochter Semra diese Vorgehensweise fortgesetzt.“ Man könnte den Eindruck gewinnen, dass die Ausschöpfung legaler Mittel zur Verhinderung unserer Abschiebung als „Täuschung“ ausgelegt wurde - ein abstruser aber schwerwiegender Einwand, denn eine „Täuschung“ ist ein unmittelbarer Abschiebegrund, weshalb wir später wegen anderer nicht nachvollziehbarer Gründe erneut damit konfrontiert wurden. Um jegliche Hoffnung im Keim zu ersticken, teilte die Ausländerbehörde in ihrem Brief weiter mit, dass die ausgestellten Duldungen nur noch eine Woche gelten und eine angestrebte neue Altfallregelung „im Rahmen eines bei der Bundeskanzlerin Angela Merkel geplanten Integrationsgipfels für ein Bleiberecht ... sich *nicht* auf das angestrebte Bleiberecht für Familie Idic auswirken“ würde.

Aus der Presse habe ich erfahren, dass auch bei einer armenischen Familie aus Hamburg der Vorwurf der Täuschung erhoben wurde. In der Folge wurden der Vater Ruben Grigorjan mit den beiden ältesten Sprösslingen Liana (14) und Grisco (10) im frühen Morgengrauen aus der gemeinsamen Wohnung geholt und nach Eriwan ausgeflogen. Mutter Gohar ist mit der vierjährigen Sona allein in der Elbestadt geblieben. Die Grigorjans hätten immer wieder versucht, die Ausreise zu verhindern, so das Ausländeramt der Hansestadt. Dabei haben sie wie wir lediglich alle Rechtsmittel ausgeschöpft. Überhaupt ist deren Fall mit unserem (und vielen anderen) vergleichbar. Die Grigorjans erfüllen, so ihre Unterstützer, alle Kriterien für ein Bleiberecht in Deutschland. Sie könnten, wenn man sie ließe, eine Arbeit nachweisen und eine Wohnung sowieso. Und doch hat man die Familie getrennt – wie bei uns.

Wie oft haben wir nachts wach auf unserem gemeinsamen Matratzenlager gelegen, weil wir Angst hatten, dass sie uns abholen. Wir haben viele andere Schicksale über die Medien verfolgt und uns wurde immer klarer: Wenn sie uns erst nach Serbien geschickt hätten, gäbe kaum noch eine Chance, zurückzukehren.

Zurück. In diesem Zusammenhang würde das Wort einmal stimmen.

Dass sie uns letztlich nicht geholt haben, ist mehreren Faktoren zu verdanken. Sicherlich dem guten und kreativen juristischen Beistand unseres Anwaltes, Jens Dieckmann. Aber ganz sicher auch der exzellenten Pressearbeit, die im wesentlichen Tschacko koordiniert hat. Unser Fall hat die lokalen und überregionalen Medien mehr als ein ganzes Jahr beschäftigt. Gute Kontakte, Hartnäckigkeit, professionelle Texte und eine glaubwürdige Emotionalisierung bei weitestgehender Vermeidung von Vorwürfen an die Adresse des Ausländeramtes oder dessen Dienstherrn, den Oberbürgermeister, haben dazu geführt, dass unser Schicksal stellvertretend für das vieler anderer auf das Unrecht, das „faktischen Inländern“ – ich wiederhole diesen Begriff – zugefügt wurde, hingewiesen hat. Die Medien waren uns in einem Ausmaß zugetan, wie ich es bis dahin kaum für möglich gehalten hatte. In einem Land, in dem Menschen mit dunkler Haut gejagt und auch schon Asylbewerberheime angezündet wurden, haben Roma wie wir über einen langen Zeitraum eine positive Berichterstattung erfahren, die indirekt einen enormen Druck auf die politischen Entscheidungsträger ausgeübt und die sich – davon bin ich überzeugt – auch positiv für andere „Fälle“ ausgewirkt hat.

Der Vorschlag der Härtefallkommission, dass ich vorerst in Deutschland bleiben darf, während meine Familie „freiwillig“ nach Serbien gehen soll, hat eine Welle der Empörung im Blätterwald ausgelöst. Die Rheinische Post zitierte Superintendentin Sabine Menzfeld-Tress, dass „das Wohl der anderen Kinder“, also meiner Geschwister, „bisher nicht ausreichend berücksichtigt“ worden sei. Die Neue Rhein-Zeitung ließ Stadtdechant Steinhäuser kritisch fragen, warum die Härtefallkommission „zwischen der Integrationsleistung der einzelnen Kinder unterscheidet“ und gab die Empörung einer Freundin von mir wieder: „Die Empfehlung ist ein wahnsinniger und unglaublicher Vorschlag.“ An die Adresse des Sozial- und Jugenddezernenten empfahl das Blatt – einem Vorschlag der Grünen im Rat folgend – er möge sich dem Auftrag seines Ressorts entsprechend, dafür einsetzen, die bevorstehende Abschiebung zu verhindern, damit uns „Kindern ... kein weiterer Schaden zugefügt wird“. Die Boulevardzeitung „Express“ brachte es schon in ihrer Überschrift auf den Punkt: „Die Stadt kennt keine Gnade“ und dokumentierte in Fotos die Demonstration von über 50 Menschen vor dem Ausländeramt. Die Bild-Zeitung und die

Westdeutsche schließlich verwiesen auf die Verantwortung des Oberbürgermeisters. In einem fast ganzseitigen Beitrag titelte Bild in gewohnt fetter Weise: „Herr Erwin, zeigen Sie Herz. Retten Sie diese Familie“, um am Schluss einen Stadtsprecher ernüchternd zu Wort kommen zu lassen: „Die Rechtslage ist eindeutig. Die Familie bleibt ausreisepflichtig.“ Der Redakteur der Westdeutschen Zeitung, Marc Herriger, der später ein Freund unserer Familie wurde, und dem wir viel verdanken, widmete uns einen Kommentar, worin er schrieb: „Der Fall Idic wird immer unmenschlicher. Jetzt soll die älteste Tochter bleiben dürfen, weil sie so gut in der Schule ist. Die restliche Familie soll dafür abgeschoben werden – fast eine Art Erpressung.“ Jetzt wäre Oberbürgermeister Erwin gefordert gewesen, so Marc Herriger, dem „als praktizierender Christ das Schicksal einer Düsseldorfer Familie nicht egal sein“ könne. In einem anderen Artikel verwies er auf „Urteile von Verwaltungsgerichten in Rheinland-Pfalz, und den als konservativ bekannten Ländern Hessen und Baden-Württemberg“, die in vergleichbaren Fällen ein Bleiberecht gewährt hatten. In einem dritten Artikel erläuterte Marc, wieso: „Da wäre zum Beispiel das Urteil des Oberverwaltungsgerichtes Rheinland Pfalz vom 24. Februar dieses Jahres (also 2006, S. I.). Dort wird die Abschiebung eines Ausländers in gewissen Fällen als ein ‚nicht notwendiger Eingriff in sein Privat- und Familienleben‘ bezeichnet. In solchen Fällen sei eine unbefristete Aufenthaltserlaubnis nach Paragraph 25, Absatz 5 des Aufenthaltsgesetzes zu erteilen“, gab Marc die Rechtslage allgemein verständlich wieder und zitierte aus der Urteilsbegründung: „Dies kommt etwa dann in Betracht, wenn ein Ausländer in einem anderen Staat aufgrund seiner gesamten Entwicklung“ – und nun kommt mein bereits mehrfach zitierter Begriff – „faktisch zu einem Inländer geworden ist und ihm ... ein Leben im Staat seiner Staatszugehörigkeit nicht zugemutet werden kann.“ Das passt doch genau auf unsere Lage, dachten wir schon, als unser Anwalt zuvor so argumentiert hatte und ich habe mich in einem sehr herzlichen, offenen Brief an unseren „sehr geehrten, lieben Herrn Oberbürgermeister“ darauf berufen. Der ließ dann aber leider über die Presse verlauten, dass die Stadt „keinen Ermessensspielraum“ habe und zur Abschiebung unserer Familie „gezwungen“ sei. Nun ruhte unsere ganze Hoffnung auf das Urteil des Düsseldorfer Verwaltungsgerichtes. Doch die Schlinge zog sich immer mehr zu.

10

Merimas Traum

Die Empfehlung der Härtefallkommission und die Berichte in der Presse haben ein Defizit unserer Kampagne aufgezeigt. Meine persönlichen Integrationsleistungen waren stets gut thematisiert worden – schon deshalb, weil ich als Älteste am ehesten dazu in der Lage war, den Journalisten Rede und Antwort zu stehen. Irgendwie bin ich mit meinen damals 17 Jahren wohl über mich selbst hinausgewachsen. Die Bedrohung unserer Familie war insbesondere nach der Abschiebung unseres Vaters und des Ehemannes meiner Mutter so existenziell, dass mir Kräfte zugewachsen waren, die ich zuvor nie hatte. Auch mit Blick auf meine Frisur sagte unsere Freundin Monika, eine ausgebildete Familientherapeutin, die uns oft in den Abendstunden, wenn die Angst am größten war, besucht hatte, ich würde „mit dem Herzen einer Löwin“ kämpfen.

Meine Geschwister waren eigentlich noch viel zu jung, um sie den Medien zu präsentieren. Dennoch erschien es uns nach dem Desaster mit der Härtefallkommission wichtig, auch *ihre* positiven Integrationsleistungen herauszustellen. Tschacko initiierte hierzu eine Imagekampagne, bei der meine beiden jüngeren Schwestern und später auch der kleine Edijan mit einem gemalten Bild für den Ministerpräsidenten selbst aktiv wurden. Einmal zeigte Vesna Tschacko einen Schulaufsatz über Düsseldorf – sie prahlte immer mit ihren guten Noten. Der war so angetan davon, wie kenntnisreich sie geschrieben hatte und wie beinahe schon arglos sie über unseren Oberbürgermeister urteilte. „Düsseldorf hat auch einen Oberbürgermeister. Er heißt Joachim Erwin und tut viel für die Landeshauptstadt“, hatte Vesna ohne Groll formuliert. Der Aufsatz meiner zwölfjährigen Schwester endete mit der fast trotzigigen Feststellung: „Ich mag Düsseldorf, hier werde ich alt.“ Tschacko hat Vesnas Aufsatz in einer Tageszeitung und in „seiner“ eigenen Zeitung

fiftyfifty untergebracht. Außerdem hat er Vesna, die leidenschaftlich Gedichte liest und auch selbst schreibt, beauftragt, für den bekannten Fotokalender „Menschen auf der Straße“, den fiftyfifty jedes Jahr herausgibt, die Aphorismen zu den 13 Fotos herauszusuchen, was sie mit Bravour gemacht hat. Natürlich wurde ihre Leistung im Vorwort und im Impressum und nach Erscheinen des Kalenders auch in den Medien gewürdigt.

Ein Artikel von mir, den die Westdeutsche Zeitung und die Jugendzeitung PROVO, eine Beilage der Zeitung Publik Forum, abgedruckt hatte, erscheint nun in einem offiziellen Religionsbuch für die gymnasiale Oberstufe. Die Schüler sollen anhand meines Textes zwischen einer formaljuristischen (pharisäischen) Gesetzesanwendung und der jesuanischen Ethik differenzieren. Ich bin stolz darauf, dass ich auf diese Weise nachhaltig einen Bildungsbeitrag über die unmenschliche Abschiebep Praxis in Deutschland für junge Leute habe leisten können.

Merima hat sich zu unserer Lage mit der Niederschrift eines Traumes unter dem Titel „Immer wieder Tränen“ an die Öffentlichkeit gewendet. Der Artikel wurde sogar in einer Gewerkschaftszeitung für Lehrer mit Millionenaufgabe nachgedruckt – und natürlich in fiftyfifty. Bei einem unserer sonntäglichen Kirchbesuche in der Evangelischen Stephanus-Gemeinde, wo wir mittlerweile Zuflucht gefunden hatten, wurde Merima immer wieder auf ihren Aufsatz angesprochen und auch in der Schule bekam sie viel Lob dafür. Es erschien uns in unserer verzweifelten Lage einfach wichtig, dass nicht nur *über uns* geschrieben wurde, sondern dass wir selbst unsere Stimme erheben, wie Günter Grass es im Vorwort zu diesem Buch so schön ausgedrückt hat.

Hier also der Artikel, den meine Schwester Merima geschrieben hat, als sie 13 Jahre alt war.

Diese Geschichte widme ich allen, die von Abschiebung bedroht sind.

Letzte Nacht hatte ich einen schlechten Traum. Die Polizei kam im Auftrag der Ausländerbehörde und hämmerte an die Tür. Eine laute Stimme schrie: „Aufmachen oder wir brechen die Tür ein.“ Meine Mutter sprang voller Angst auf und weckte uns. Sie sagte: „Nun ist es so weit. Sie sind gekommen, um uns abzuholen.“ Meine jüngere Schwester Vesna (11) und mein kleiner Bruder Edijan (6) haben angefangen zu weinen. Meine Mutter wollte die Kleinen beruhigen. Aber sie konnte es nicht aushalten und sie fiel in Ohnmacht. Die uniformierten Männer stürmten rein. Sie sahen uns alle auf dem Boden sitzen, mit den Händen auf unserer Mutter. Wir haben an ihr gerüttelt, um sie zurück zu holen. Der kleine Edijan rannte in „sein“ Zimmer im Kirchenasyl der evangelischen Stephanus-Gemeinde in Düsseldorf-Wersten, wo wir zur Zeit notdürftig untergekommen sind. Er holte eine Wasserpistole raus und ging damit auf die Männer zu. „Lasst uns in Ruhe“, rief er todesmutig in meinem Traum. „Verschwindet oder ich erschiesse euch.“ Darauf lachten die Männer. Einer von ihnen zog mich und Vesna am Arm und sagte unfreundlich: „Ihr zwei und eure Mutter und euer kleiner Bruder kommt mit. Ihr werdet abgeschoben.“ Ich fing an zu schreien und protestierte: „Sehen Sie denn nicht, dass meine Mutter auf dem Boden liegt?“ Er entgegnete herzlos: „Das interessiert mich nicht, ihr müsst raus aus Deutschland.“ Nur meine älteste Schwester Semra (17) dürfe hier bleiben, sagte der Polizist. Allein, ohne uns, ihre Familie. So, wie die Ausländerbehörde es gütiger Weise, wie sie es darstellt, verfügt hat.

Semra, die im nächsten Jahr ihr Fachabi machen könnte, verstand die Welt nicht mehr. „Bin ich etwa besser integriert als meine Familie?“ rief sie aufgebracht. Und ich stimmte ein: „Was soll das denn? Ich habe ja nichts dagegen, dass meine Schwester hier bleibt. Aber haben wir nicht auch ein Recht, hier zu leben? Sind wir etwa nicht hier geboren? Gehen wir nicht hier zur Schule? Haben wir nicht auch gute Noten?“ Ich z. B. engagiere mich in einer Theater-Gruppe. Vesna tanzt in einer Tanzgruppe. Neulich haben sie das Eintrittsgeld sogar für krebserkrankte Kinder gespendet. Die Polizisten wollten davon nichts wissen. Sie klimperten mit den Handschellen und sagten eiskalt: „Na und, was soll's? Wer will euch denn bitteschön hier haben?“

Sie gingen zu meiner Mutter und schütteten einen Eimer voller Wasser auf sie. Dann fassten sie uns brutal an den Armen und zwangen uns alle, mitzugehen. Nur Semra blieb weinend und völlig hilflos alleine zurück. Die Männer brachten uns zum Flughafen. Die Sonne war noch nicht aufgegangen. Im Dunkeln, ohne dass unsere Nachbarn etwas merken konnten, haben sie uns verschleppt.

In Serbien brachten sie uns in einem durchlöcherten Zelt unter. Wir hatten nichts, kein Essen, kein Trinken, nichts anzuziehen, noch nicht mal Decken. Wir wurden zu Obdachlosen. Auf der Schule haben sie uns nach Hause geschickt, da wir kein serbisch sprechen. Meine Mutter bekam keine Arbeit, da sie Roma ist und Roma in Serbien verfolgt werden. Edijan und Vesna durften nicht zum Arzt gehen, da wir kein Geld hatten und der Arzt ihre chronisch kranken Ohren ohne Geld nicht behandeln wollte. Dabei hatten sie so Schmerzen. Edijan jammerte: „Bestimmt bin ich bald taub, warum hilft mir keiner?“ Und meine Mutter ging gar nicht mehr aus dem Zelt heraus, weinte immer nur und betete zu einem Marienbild, das wir im Kirchenasyl bekommen haben: „Lieber Gott, was haben wir getan, dass du uns das antust?“

In der Ferne hörte ich Glockengeläut und wachte davon auf. Unsicher sah ich mich um. Nein, über mir war keine Zeltplane sondern eine Zimmerdecke. Ich war immer noch in den Räumen der Kirchengemeinde in Düsseldorf. Meine Mutter und meine Geschwister neben mir auf den Matratzen. Es war alles nur ein schlechter Traum. Aber er wurde nicht Wirklichkeit. Noch nicht. Vielleicht werden wir endlich eine Aufenthalts- und Arbeitsgenehmigung bekommen und wieder ein normales Leben führen können. So wie früher, als meine Eltern noch berufstätig waren und wir eine schöne Wohnung mit Garten hatten. Die ganze Nacht lang habe ich unruhig geschlafen, bis es 9 Uhr morgens war und ich meiner Mutter den Traum erzählen konnte. Mama nahm mich in den Arm. Über ihr Gesicht liefen Tränen.

Wir denken an unseren Vater, der jetzt in Serbien leben muss und geben die Hoffnung nicht auf, ihn irgendwann wieder in die Arme schließen zu können. Wir denken an alle Familien, die sich in ähnlicher Situation befinden. Schon seit Jahren in Deutschland leben und jetzt abgeschoben werden sollen.

11

Panische Angst beim Ausländeramt

Wieder einmal musste sich unsere Familie beim Ausländeramt melden. Vier Wochen waren wieder einmal vorbei, die Duldungen waren abgelaufen. Der Termin wurde vom Amt für 8 Uhr vormittags angesetzt. Trotz dieser frühen Stunde waren erneut über 50 Demonstranten vor der Behörde hinter dem Düsseldorfer Hauptbahnhof. Einige hatten Transparente gemalt, auf denen stand: „Bleiberecht für Familie Idic“ oder „Kein Mensch ist illegal“. Unsere Unterstützer verteilten Flugblätter an Vorbeigehende. Die Polizei war wie immer präsent, wollte wissen, wer Versammlungsleiter war, also, wer die Demonstration angemeldet hatte und rechtlich verantwortlich.

Auf Anraten von Oliver bin ich alleine mit Bruder Peter vom Franziskanerkloster und ein paar anderen Unterstützern mit den provisorischen Aufenthaltspapieren meiner Geschwister und meiner Mutter in den zweiten Stock zu unserem Termin gegangen. Der Rest der Familie wartete unten bei den Demonstranten. Oliver ist unser erster Unterstützer überhaupt, der zusammen mit seinem Kollegen Thomas – beide sind Sozialarbeiter – das Kirchenasyl in St. Lambertus für uns erbeten hatte. Oliver war politisch sehr erfahren und mahnte zur Vorsicht. Nachdem sie bereits unseren Vater gefangen hatten, sollten wir keinesfalls mit der ganzen Familie in die Falle tappen. Wenn sie nun noch unsere Mutter zwischen die automatisch schließenden Panzertüren setzen würden, würden sie uns Kinder auch problemlos bekommen.

Ein anderer Unterstützer wartete bei jedem Termin im Parkverbot vor dem Haupteingang zum Amt mit dem Auto, um meine Mutter und Geschwister für den Fall, dass mir oben etwas passieren sollte, schnell wegzufahren. Dann hätten sie wenigstens noch Zeit gehabt, um mit den Unterstützern darüber nachzudenken, was sie nun als nächstes tun sollten. Die Geste mit dem Auto hat mir gezeigt, dass es bei unseren Freunden einige gab, die unsere Bedrohung ernst nahmen, das tat mir gut. Es gab auch viele unter unseren Anhängern, die in echter Zuneigung immer wieder versicherten, dass am Ende alles gut würde. Ehrlich gesagt: Manchmal war es leichter, über unsere schlechten Chancen zu reden und dies auszuhalten, als vorschnell über die Panik hinweggetröstet zu

werden. Redlichkeit gehört nun mal zur Freundschaft dazu und wohl ebenso, vor schlimmen Dingen die Augen nicht zu verschließen, auch wenn man das gerne tun würde.

Ich habe ja schon erwähnt, dass wir uns mehrfach über den schlimmsten Fall Gedanken gemacht hatten. Dazu gehörte auch immer wieder die Vorstellung, unterzutauschen. Theoretisch mag das eine zulässige Idee sein, aber praktisch? In welche Stadt sollten wir gehen? Wie sollten wir dort eine Wohnung finden ohne uns offiziell anzumelden? Wie lange würden die Unterstützer es schaffen, uns durchzufüttern? Wie sollten wir alleine für unsere Bildung sorgen, wenn wir nicht mehr zur Schule gehen dürften. Und vor allem: Wie lange sollte so etwas gehen, ohne Aussicht auf einen erfolgreichen Abschluss unseres Asylverfahren? Wir müssten uns tarnen, die Haare färben, (unsere Haut konnten wir nicht färben), verkleiden, wären ständig auf der Hut, lebten in ständiger Angst, gefasst zu werden. Wie sollten wir einen solchen Druck dauerhaft aushalten? Jetzt war es schon schlimm genug, aber nun hatten wir wenigstens ständig Unterstützer um uns, ich konnte jederzeit jemanden anrufen, was ich auch reichlich getan habe – das Handy haben unsere Unterstützer finanziert, ebenso viele andere Dinge, die wir brauchten. Das Handy allerdings hätte abgehört werden oder zu unserer Ortung beitragen können.

Ich ging also klopfenden Herzens zusammen mit Bruder Peter, Tschacko und einigen anderen die zwei Etagen hinauf – durch die schwere Stahltür, die per Knopfdruck zusammen mit der gegenüberliegenden zuknallen und den Flur der Behörde in eine Falle verwandeln konnte. Grüne Hinweisschilder besagten, dass es nur Brandschutztüren waren. Also kein Grund zur Panik?

Diesmal hatten wir eine zusätzliche Begleitung, zwei Ordensfrauen aus einem Flüchtlingscamp in Uganda: Schwester Margaret, Ende 30, mit brauner Ordenstracht, und Schwester Barbara, Anfang 20, in ziviler Kleidung. Sie erzählten uns in der langen, quälenden Wartezeit von den Zuständen bei sich Zuhause. Kinder und Waisen, die von den Rebellen im Bürgerkrieg verstümmelt wurden. Es gäbe kaum medizinische Versorgung, kaum Möglichkeiten, zur Schule zu gehen; außerdem: Hunger und Tod überall. Die Schilderungen haben mich erschüttert, in diesem Moment aber nicht abgelenkt von meiner Angst. Ich dachte allenfalls, wie relativ und bedeutungslos unser Schicksal angesichts der Not in der Welt ist. Da geschah etwas Besonderes. Schwester Margret und Schwester Barbara nahmen still je eine meiner Hände und nickten Bruder Peter zu. Der wusste schon, was geschah, er kannte die beiden gut. Er forderte still die anderen Unterstützer auf, einen kleinen Kreis zu bilden. Wir fassten uns also alle bei den Händen und die beiden Schwestern begannen, leise ein afrikanisches Gebetslied zu singen. Ich bekam eine Gänsehaut und irgendwie hatte ich nicht mehr ganz so viel Panik. Barbara nahm mich am Ende in den Arm und versprach, dass sie von nun an jeden Tag bei jeder Vesper in ihrer Gemeinschaft im fernen Uganda für uns beten würden – so lange, bis wir endlich frei wären. „Vertaue Gott“, sagte sie auf Englisch. „Gott wird ein Wunder bewirken.“

Endlich wurden wir in die Amtsstube gerufen. Seitdem wir über die Medien bundesweit bekannt waren, hat der Amtsleiter selbst uns empfangen – und ich bin sicher, dass er jeden Schritt in unserer Sache mit der Verwaltungsspitze absprechen musste. Unser Fall war mittlerweile heikel geworden, ein Politikum. Es musste nun jedem klar sein, dass alle Entscheidungen von der Presse kritisch beäugt wurden – umso erstaunlicher finde ich, wie lange die Verwaltung und ihre Spitze an der menschenverachtenden Behandlung gegen uns festgehalten hatten.

Die Mitarbeiter des Amtes konnten an der grundsätzlichen Linie nichts ändern, sie traf keine Schuld. Sie konnten aber versuchen, trotz aller Anspannung nett zu uns zu sein.

Einmal haben sie von uns allen Fotos gemacht, weil die Grenzübertretungspapiere vorbereitet werden sollten. Darauf bescheinigt dann eine Grenzbehörde, dass mit dem Verlassen der Bundesrepublik die Abschiebung vollzogen ist – so habe ich es jedenfalls verstanden. Wir brauchten also Passfotos, die sie ausnahmsweise auf dem Amt selbst anfertigten. Sonst hatten sie stets von uns verlangt, den Erfordernissen der biometrischen Erfassung genügende Lichtbilder auf eigene Kosten anfertigen zu lassen und mitzubringen. Als Vesna fotografiert werden sollte, brach sie in Tränen aus. Ihr Gesicht war schmerzverzerrt. Obwohl sie noch so klein war, spürte sie, dass dies keine Urlaubsbilder würden. Anstatt unserer Mutter die Gelegenheit zu geben, ihr Kind zu beruhigen, fotografierte die Sachbearbeiterin einfach herzlos ein verzweifelt weinendes Mädchen.

Manchmal habe ich im Amt auch einen freundlichen Unterton herausgehört. Aber, so verunsichert wie ich mittlerweile war, haben mich nette Worte meistens skeptisch gemacht – und wahrscheinlich oft nicht einmal zu Unrecht. Heute etwa wollte der Amtsleiter wissen, in welcher Kirche wir nun Zuflucht gefunden hätten und ob das Gebäude, in dem wir untergekommen waren, auch wirklich zur Gemeinde gehörte. Mein spontaner Gedanke dazu: Vielleicht spekulierten sie darüber, sich im Falle eines Polizeieinsatzes gegen uns herausreden zu können, nach dem Motto: Das Gebäude war ja kein sakraler Raum. Der Amtsleiter fragte heute auch, und das kam mir scheinheilig vor, wie es in der Schule läuft. Auf dem großen Besprechungstisch – so einen gab es nur in seinem Zimmer, wohl, weil er der Chef war - lag ein aufgeschlagenes Gesetzbuch, das Aufenthaltsgesetz, dessen Paragraph 25 uns hätte helfen können – nach Ansicht unseres Anwaltes sogar hätte helfen *müssen*. In einem Schriftsatz an die Ausländerbehörde hatte er geschrieben, dass, anders als behauptet, der in Paragraph 25 eingeräumte Ermessensspielraum zu unseren Gunsten nicht nur angewendet werden *kann*, sondern *muss*. Der Amtsleiter verkündete dagegen kleinlaut, unsere Duldungen würden, da man die Entscheidung des Verwaltungsgerichtes abwarten wollte, noch einmal um vier Wochen verlängert. War das nun unsere allerletzte Frist? Obwohl mir klar war, dass wir auch heute keine bessere Nachricht bekommen sollten, war ich doch enttäuscht. Wie heißt es so treffend: „Die Hoffnung stirbt zuletzt.“

12

Auch andere müssen bangen

Manchmal hatte ich den Eindruck, dass sie mit uns besonders hart verfahren, dass an uns ein Exempel statuiert werden sollte. Wäre es nicht doch besser, die Öffentlichkeit aus der Sache herauszuhalten? Werden die Verantwortlichen im Ausländeramt und die Entscheidungsträger bei der Stadtspitze nun nicht erst recht versuchen, das Gesicht zu wahren, indem sie mit aller Macht versuchen, gegen uns zu gewinnen? Unsere Unterstützer waren anderer Meinung, insbesondere Tschacko. Die Öffentlichkeit sei unser einziger Schutz, hat er immer wieder gesagt und uns behutsam von einem Schritt zum nächsten geführt. (Später habe ich erfahren, dass er von großen Zweifeln geplagt war. Er wollte nicht durch eine falsche Strategie an unserer Abschiebung mitschuldig sein – zumal die Chancen denkbar schlecht standen.)

Leider waren auch andere Menschen von Abschiebung bedroht und mussten Schlimmes durchmachen. In ganz Deutschland und auch in unserer Heimatstadt Düsseldorf. Die Schicksale von zwei Familien waren ebenfalls spektakulär und deren Unterstützer, die teilweise auch unsere waren, sodass wir immer auf dem neusten Stand in den Verfahren unserer Leidensgenossen waren, haben ebenfalls über die Medien das behördliche Unrecht angeprangert. Dass beide Familien am Ende ein Bleiberecht bekamen, hat schließlich die Einschätzung, dass es richtig war und ist, Öffentlichkeit herzustellen, bestätigt. Wenn erst einmal ein Fall gewonnen wäre, so dachten wir, sei der Bann vielleicht gebrochen und auch für andere Betroffene der Weg frei. Insofern kämpfte niemand für sich allein, sondern auch für die Interessen der anderen.

Im ersten Fall handelt es sich um eine Familie aus dem vom Bürgerkrieg erschütterten Kongo. Eine Mutter (damals 38 Jahre), die seit drei Jahren mit ihren vier Kindern in Düsseldorf lebte, sollte in die Hauptstadt Kinshasa abgeschoben werden – der Flieger war schon gebucht. Eine evangelische Gemeinde im Düsseldorfer Süden nahm die völlig verängstigten Afrikaner auf und gewährte über einen sehr langen Zeitraum Kirchenasyl. Wie bei uns waren immer Unterstützer zugegen. Obwohl der Mann, ein Diakon, Jahre zuvor schon im Kongo nach einem Polizeieinsatz gegen seinen Bischof verschwunden und vermutlich ermordet worden war, wurde der Asylantrag der Witwe abgelehnt. Und es hätte noch einen weiteren Grund gegeben, der Familie Asyl zu gewähren. Die jüngste Tochter litt an Albinismus, hatte also keine Hautpigmente und war als Kind von schwarzen Eltern ganz weiß. Je mehr dieses Kind der Sonneneinstrahlung ausgesetzt würde, umso größer die Gefahr, zu erblinden und an Hautkrebs zu erkranken. Ein medizinisches Gutachten einer

internationalen Kapazität warnte daher in aller Deutlichkeit vor den in Afrika extrem starken UV-Strahlen.

Das Ausländeramt in Düsseldorf wollte die Familie dennoch loswerden. Auch dass sogar die Bundesregierung, Soldaten zur Absicherung von Wahlen in den Kongo geschickt hatte und das Auswärtige Amt dringend vor Reisen dorthin warnte, waren für das Ausländeramt keine Gründe, von der Vorbereitung der Abschiebung Abstand zu nehmen. Erst nachdem sogar das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge die gesundheitlichen Risiken für das jüngste Kind anerkannt hatte, ein Achtungserfolg für Rechtsanwalt Jens Dieckmann, der auch diese Familie betreute, war der Weg für ein Bleiberecht geebnet.

Der zweite Fall betraf eine Familie aus dem Kosovo. Der Vater (damals 44) war früher stolzer Fußball-Profi in seiner ehemaligen Heimat. Nach einer schlichtweg grausamen Aktion des Düsseldorfer Ausländeramtes war er ein gebrochener Mann, kam in die geschlossene Psychiatrie: Suizidgefahr. Zusammen mit seiner Frau und drei Kindern sollte auch er nach 15 Jahren Aufenthalt in Düsseldorf abgeschoben werden. Wie wir waren sie vor dem Bürgerkrieg im ehemaligen Jugoslawien geflohen. Wie bei uns war Düsseldorf längst ihre neue Heimat geworden – die der Kinder allemal.

An einem Tag im Juli verlor der Vater auf dem Ausländeramt die Selbstkontrolle als er erfuhr, dass er das Land verlassen sollte. „Ich habe meinen Kopf auf den Tisch und gegen die Wand geschlagen. Danach wollte ich aus dem Fenster springen, aber der Sachbearbeiter hat mich zurückgehalten“, berichtet der Mann dem Zeitungsredakteur Marc Herriger. Mit einem Feuerzeug in seiner Hosentasche versuchte er noch, sich anzuzünden. Der Rettungsdienst brachte ihn dann in die Psychiatrie. Einige Tage danach hat er erneut versucht, sich das Leben zu nehmen - mit einem Telefonkabel auf der Toilette.

Dabei war der Familienvater aus dem Kosovo mit großer Hoffnung ins Ausländeramt gegangen. Er hatte, wie Marc recherchierte, einen verheißungsvollen Brief der Behörde dabei. Darin stand: „Nach eingehender Prüfung der Sach- und Rechtslage sehe ich mich in der Lage, Ihnen und Ihrer Familie Aufenthaltserlaubnisse gem. Paragraph 25, Abs. 5 Aufenthaltsgesetz zu erteilen.“ Letzte Hürde: Er sollte in der Botschaft seines Landes Pässe für sich und seine Lieben ausstellen lassen. Diese wollte er nun im Amt abgeben. Doch statt der Bleibeerlaubnis legte man ihm einen Schriftsatz vor, in dem er unterschreiben sollte, dass er zusammen mit der Familie innerhalb von vier Wochen „freiwillig ausreise“. Marc vergleicht den Fall in der Westdeutschen Zeitung mit dem unseren: „Auch diese Familie ist – wie Familie Idic - vorbildlich integriert. Der Vater hatte Arbeit, solange ihm das Amt die Erlaubnis erteilte. 13 Jahre hat er in die Sozialsysteme eingezahlt. Er ist als Jugendbetreuer bei der Turu tätig, seine Kinder sind in Düsseldorf geboren, gute Schüler und die beiden älteren Söhne auch talentierte Fußballer.“

Der Bericht von Marc Herriger hat große Empörung ausgelöst. Nach einem endlos langen Tauziehen, das in der Drohung des Anwaltes gipfelte, gegen die Verantwortlichen im Ausländeramt Strafanzeige zu erstatten, endete der Albtraum einer unbescholtenen Familie. Doch der Vater ist bis heute schwer traumatisiert.

Ein letzter Hinweis mag Zeugnis davon ablegen, wie die mit der Abschiebung betrauten Mitarbeiter einer deutschen Behörde über Unseresgleichen denken und ich füge hinzu, dass ich sicher bin, dass es auch gute Menschen in den Ausländerämtern gibt.

Der Anwalt eines von Abschiebung bedrohten Kurden wollte mit dem zuständigen Mitarbeiter, der schon für die Nachfolge des pensionsreifen Leiters der Behörde ausgeguckt worden war und mit dem wir die schlechtesten Erfahrungen gemacht hatten, persönlich sprechen. Bei der Unterredung sagte der Beamte zu dem Anwalt einen unerhörten Satz: „Ach wissen Sie, ich vergleiche das Ausländerrecht immer mit einem Bauernhof. Der Mist muss raus.“ Dem Anwalt blieb die Luft weg. Ein deutscher Beamter vergleicht Menschen mit Mist. So etwas durfte man nicht hinnehmen. Der Anwalt wandte sich an Tschacko, der wiederum die Presse einschaltete. Aber erst, nachdem der empörte Mann des Rechtes seine Aussage eidesstattlich versichert hatte. Marc Herriger berichtete

gewohnt engagiert, es gab einen Aufschrei des Entsetzens. Die Stadt drohte dem Juristen mit Klage, zog aber dann zurück. Denn es war nicht glaubhaft zu machen, dass ein Anwalt mit einem Meineid mindestens ein Jahr Gefängnis und den Verlust seiner beruflichen Existenz riskierte. Ich will damit sagen: Die Presse glaubte dem Anwalt und der Behörde nicht. Und der verantwortliche Sachbearbeiter wurde nach der Pensionierung des Leiters der Behörde nicht dessen Nachfolger. So hat die Pressearbeit sich ausgezahlt.

13

Ein prominenter Händedruck und ein Brief der Verzweiflung

Am ersten Schultag unseres Bruders Edijan ist ein Wunder geschehen. So ähnlich jedenfalls stand es in vielen Zeitungen. Als wir am Abend mit Tschacko und seiner Familie den Champagnerkorken knallen ließen – Marke WM 2006: Zu Gast bei Freunden – war ich nicht in Feierlaune. Ich konnte es nicht glauben und sollte leider recht behalten.

Aus einem Brief an die Eltern der I-Dötzchen haben wir erfahren, dass ausgerechnet Ministerpräsident Jürgen Rüttgers bei der Einschulung von Edi dabei sein würde. Und wo der Landesvater wäre, dahin käme wohl auch die Presse, bei der wir mittlerweile sehr bekannt waren. Eine Gelegenheit, den ersten Schultag zu nutzen, um auf unsere Lage aufmerksam zu machen? Nein, wir entschieden uns dagegen. Wir wollten diesen großen Tag im Leben eines kleinen Menschen nicht für unsere Interessen nutzen. Andererseits war uns aber klar, dass viele Menschen und die Vertreter der Medien uns ansprechen und möglicherweise den Schulleiter in Bedrängnis bringen würden. Tschacko hat daher vorgeschlagen in der Schule anzurufen und dies auch direkt selbst getan. Die Sekretärin sah keinen Handlungsbedarf. Was sie sagte, hat uns mehr als schockiert: „Nach meinen Unterlagen wird Edijan Idic nicht eingeschult, da die Familie abgeschoben wird“, teilte sie mit. So weit war also unser Schicksal schon besiegelt, dass man der Schule offenbar noch vor dem Ende des Verfahrens mitgeteilt hatte, dass wir nach Serbien ausreisen mussten? So sicher waren sie sich also, dass wir verlieren würden. Tschacko ließ sich äußerlich nicht beeindrucken und versicherte, dass Edi in jedem Fall eingeschult würde. So lange wir noch eine Duldung hätten, könnte dies niemand verhindern. Die Schule war also vorgewarnt.

Was nun geschah, ist Spekulation. Hatte die Schulleitung mit der Staatskanzlei telefoniert, um das weitere Vorgehen zu besprechen? Hatte der Ministerpräsident die Flucht nach vorn angetreten oder gar unsere Notlage für eine geschickte Eigenpropaganda genutzt, wie die Opposition im Landtag unterstellte? So sollte es jedenfalls nicht aussehen. Im Gegenteil: Es hatte die Anmutung einer gottgegebenen Wendung in unserem Fall.

Als die offiziellen Reden vorbei waren, wollte der Ministerpräsident den neu Eingeschulten eine Lektion in Sachen Verkehrssicherheit erteilen. Alle bekamen eine leuchtend gelbe Schirmmütze verpasst, der große Mann, wie Edijan Herrn Dr. Rüttgers fortan immer nennen würde, setzte sich auch eine auf. „Ich zeige euch jetzt, wie man sicher eine Straße überquert“, sagte er und nahm dabei zwei Kinder an die Hände, einer davon unser kleiner Edijan. „Der Händedruck der Hoffnung“ schrieb daraufhin die Bild-Zeitung am nächsten Tag, die die Geschichte exklusiv auf fast einer ganzen Seite gebracht hatte. Exklusiv? Da müssen dann doch das Blatt und die Pressestelle der Landesregierung einen Deal gemacht haben, oder?

Der Händedruck, führte erwartungsgemäß zu Nachfragen bei den auf dem Schulhof versammelten Journalisten. „Wissen Sie eigentlich, wen Sie da an der Hand haben?“, fragte der Bild-Mann als erster und erzählte Rüttgers vom Kampf unserer Familie gegen die Abschiebung, über den er nach meiner Auffassung längst Bescheid wusste. „Das sorgte den bekennenden Katholiken Rüttgers“, schrieb die Bild-Zeitung, die auch wusste, dass der erste Mann im Land auch einen (zu dieser Zeit) sechsjährigen Sohn hatte. Rüttgers hatte offenbar schon einen Brief an den Landesinnenminister Dr. Ingo Wolf (FDP) parat oder schrieb ihn rasch. Die Bild-Zeitung hatte ihn faksimiliert abgedruckt. In dem Brief hieß es: „Sehr geehrter Herr Kollege, lieber Herr Wolf, ... ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie sich in diesem besonderen Einzelfall dafür einsetzen würden, der Familie den Aufenthalt auf

Dauer in Deutschland zu ermöglichen ...“. Und die Bild-Zeitung wusste: „Dieser Bitte wird sich Herr Wolf sicher nicht verschließen.“ Wirklich nicht?

Er hat sich verschlossen. Und wie. Es würde keine Sonderregelung für uns geben, soll er inoffiziell gesagt haben. Unser Anwalt hat immer wieder im Innenministerium angerufen und auch schriftlich nachgefragt, ob Herr Wolf nun endlich eine Aussage zu unserem Fall machen könnte. Nichts. Einfach nichts. All die Hoffnungen – mit Füßen getreten. Wir fühlten uns benutzt. Wieso stellte sich der Ministerpräsident öffentlich als Retter unserer Familie dar, wenn sein Einfluss nicht reichte, den untergebenen Innenminister zu einer entsprechenden Weisung zu veranlassen? Wie konnte Herr Dr. Rüttgers uns so etwas antun? Die Angst vor der Abschiebung war schon schlimm genug. Doch die Enttäuschung war sehr bitter und hat und sehr verletzt. Der Unterstützerkreis organisierte eine große Demonstration zum Innenministerium und zum Rathaus. Wir gaben dort einen Bittbrief an den Innenminister und den Oberbürgermeister ab. Doch weder Herr Wolf noch Herr Erwin wollten uns empfangen. Im Landtag fand auf Antrag der Fraktion der Grünen eine Debatte statt, in der es auch um uns ging. Die Grünen-Abgeordnete Monika Düker, die sich wiederholt für uns eingesetzt hatte, bat in einer emotional vorgetragenen Rede, bis zu einer neuen Regelung auf Bundesebene, wie sie von Kanzlerin Angela Merkel und Bundesinnenminister Wolfgang Schäuble angeregt wurde, „keine Fakten durch Abschiebung zu schaffen“. Düker weiter: „Ich glaube, wir haben eine echte Chance, dass eine Bleiberechtsregelung zustande kommt. Erlassen Sie einen Abschiebestopp.“ Und Hans-Theodor Peschkes von der SPD ergänzte: „Etwas Gute hat der Fall Idic. Durch das Kind in der Hand des Ministerpräsidenten wird jedem Bürger deutlich, dass es sich bei der Diskussion um das Bleiberecht nicht um eine abstrakte Diskussion handelt, sondern dass sich hinter den Zahlen immer wieder Einzelschicksale verbergen.“ Herr Peschkes appellierte, „den Beispielen anderer Bundesländer zu folgen und auch für NRW einen Abschiebestopp für die Betroffenen zu verhängen.“ Doch Innenminister Wolf blieb hart und sagte: „In irgendeiner Weise Vorfestlegungen zu betreiben, ... kann in keinem Fall sinnvoll sein.“ Im Klartext: Die Landesregierung würde bis zu einer neuen Regelung durch die Innenministerkonferenz, deren Termin bereits anberaumt war, weiter abschieben. Herr Wolf war trotz der Bitte des Ministerpräsidenten nicht bereit, wenigstens bis dahin das Verfahren gegen uns ruhen zu lassen. Und auch die Ausländerbehörde stellte schriftlich fest: „Eine Hinnahme des Aufenthaltes bis zur Innenministerkonferenz ... scheidet aus.“ Dabei gab es einzelne Kommunen, wie etwa Mülheim an der Ruhr, die sich durchaus in der Lage sahen, die Duldungen bis dahin zu verlängern.

Ich schrieb einen sehr netten und sehr persönlichen Brief an Herrn Rüttgers und nahm mir vor, ihn persönlich abzugeben. Dazu recherchierte ich, an welchem Tag Plenarsitzung war und ob der Landesvater anwesend sein würde. Um ihn nicht zu verpassen, kündigten wir unser Erscheinen schriftlich und telefonisch an – auch die Presse wurde informiert. Und wieder einmal waren die Medien voll auf unserer Seite. Nicht zuletzt die Bild-Zeitung leistete uns in diesem Fall wertvolle Hilfe. Tschacko hatte ihnen versprochen, dass sie meinen Brief an Rüttgers vorab exklusiv bekommen würde, also einen Tag, bevor ich das Schreiben an Rüttgers übergeben wollte, wenn sie die Sache groß herausbrächten. Die Redaktion ist darauf eingegangen und hat uns nicht enttäuscht. Auf mehr als einer halben Seite brachten sie unter der fetten Überschrift „Der Brief der Verzweiflung“ Auszüge aus meinem Schreiben, ein Foto von mir, das Foto von Rüttgers mit Edi bei der Einschulung und eine Abbildung jenes kleine Kunstwerkes, das Edi mit viel Mühe extra für Rüttgers gemalt hatte. Die Bild-Zeitung gab meinen Brief auszugsweise wieder und sparte nicht mit Vorwürfen: „Sehr geehrter, lieber Herr Ministerpräsident, das Innenministerium hat bis heute nichts Positives für unsere Familie unternommen. ... Ich bin nur eine junge Schülerin und habe von Politik keine Ahnung. Aber ich kann mir nicht vorstellen, dass Ihr Einsatz nichts gebracht haben sollte, Sie sind doch der Chef der Landesregierung. Nach der anfänglichen Freude leben wir nun wieder in großer Angst. Ich selbst kann kaum noch schlafen, unsere ganze Familie ist ständig krank, Mama weint viel. ...“ In einem Extra-Kasten beschrieb die Bild-Zeitung anschaulich und makaber, wohin man uns abschieben wollte: „Das Haus hat kein Dach, keine Heizung. Die Straßen sind vermint. Im südserbischen Dorf Bujanovac warten Elend und Gewalt auf Semras Mutter und Geschwister. Vor 17 Jahren flohen sie Der Krieg hatte ihre Existenz zerstört. ... Doch die Heimat der Familie ist

längst Düsseldorf. Semra und ihre Geschwister sprechen kein Wort Serbisch (, was die Ausländerbehörde immer wieder bezweifelte, weshalb wir es bei einem Notar eidesstattlich versichert hatten, S. I.), könnten in Bujanovac nicht zur Schule gehen, hätten keine Chance auf ein glückliches Leben.“ In einem anderen Beitrag schrieb Bild, dass der Ort, an den sie uns schicken wollten, im „Tal des Zorns“ liege, dass es nirgendwo im ehemaligen Jugoslawien mehr Schusswaffen gäbe und die Hemmschwelle, sie einzusetzen, sehr niedrig sei, weshalb das Auswärtige Amt vor Reisen in dieses Gebiet dringend warne.

Der Beitrag in der Bild-Zeitung löste in der Staatskanzlei hektische Betriebsamkeit aus. Ein Mitarbeiter des Ministerpräsidenten hat Tschacko einige Male, zuletzt noch in den Abendstunden, angerufen und gewarnt, die Herstellung von Öffentlichkeit würde alles nur schlimmer machen, wir sollten auf die Übergabe des Briefes am nächsten Tag verzichten. Auf einmal sollte die Öffentlichkeit schaden? Dabei hat doch der Herr Ministerpräsident sie selbst hergestellt, als es ihm nützlich schien. „Der Brief könnte sich störend für eine Lösung auswirken“, sagte man auch der Lokalpresse, zumal schon in weniger als einem Monat über die neue Altfallregelung entschieden werden solle – aber bis dahin galten unsere Duldungen nicht mehr und Innenminister Wolf hatte sich ja im Landtag gegen einen Abschiebestopp ausgesprochen.

Die Anrufe aus der Staatskanzlei machten uns Angst und wir diskutierten die halbe Nacht, ob wir die Sache nicht absagen sollten. Am Ende waren wir der Ansicht, dass es richtig ist, sich nicht abspesen zu lassen und dass es helfen würde, Rüttgers ein wenig unter Druck zu setzen. Ich gebe zu, wir wollten ihn ein wenig bei seiner Ehre packen und nutzten die Presse dazu, den Ministerpräsident zu einem weiteren Votum für uns zu drängen – was nur ansatzweise gelang.

Am nächsten Morgen, vor Beginn der Plenarsitzung, waren wir zur angekündigten Zeit vor dem Landtag. Doch Herr Rüttgers war schon vorher gekommen, wohl um uns aus dem Weg zu gehen. Das kam bei den Medien nicht gut an. Die Neue Rhein-Zeitung kommentierte hämisch: „Warten auf Rüttgers, den Retter“. Und die Westdeutsche titelte: „Der ‚große Mann‘ hat keine Zeit“. Anstatt selbst zu erscheinen, schickte Rüttgers einen Mitarbeiter, der den Brief von mir und das Bild von Edi entgegennahm. Auf dem Platz vor dem Landtag drängelten sich die Medien, es war eine peinliche Situation. Einige Abgeordnete von allen (!) Fraktionen kamen, um uns ihre Solidarität zu bekunden und um zu erfahren, wie es uns geht. „Die Einzelschicksale müssen an die Öffentlichkeit“ bestärkte uns CDU-Mann Bernhard Tenhumberg aus Ahaus und ergänzte: „Ich frage mich, was daran christlich sein soll, diese Menschen abzuschieben?“ Und Monika Düker brachte die beabsichtigte Wirkung unserer Aktion auf den Punkt: „Es ist eigentümlich, dass sich Rüttgers erst engagiert und dann nicht da ist. Es scheint ihm peinlich zu werden.“ Die Westdeutsche kommentierte entsprechend: „Rüttgers in der PR-Falle“ und fragte: „Kann man im Sommer den Retter geben, im Herbst aber schweigen?“ Die Neue Rhein-Zeitung hat unser kluges Vorgehen sogar öffentlich gelobt, indem sie feststellte: „Die Aktion vor dem Landtag war inklusive Pressemitteilung und Einladung nicht unprofessionell vorbereitet. Dazu gehörte auch, dass Edis Schwester Semra vorab Inhalte des Briefes verlauten ließ.“ So weit ging also die Solidarität der Journalisten, dass man uns sogar verzieh, dass wir ein einziges Mal mit der Bild-Zeitung exklusiv zusammen gearbeitet hatten. Als Entschädigung gaben wir der Westdeutschen, die unterm Strich am meisten für uns getan hatte, später als einziger Zeitung ein Foto mit mir und dem Frontmann der „Toten Hosen“, Campino, das Tschacko bei der Einspielung eines Kinospots für fiftyfifty, bei dem Campino ehrenamtlich mitmachte, aufgenommen hatte. Die Toten Hosen sind ja für ihren Einsatz zu Gunsten von PRO ASYL bekannt und wir nutzten eben jede Gelegenheit für uns. „Das Foto ist ein Zeichen dafür, dass ich dagegen bin“, sagte Campino zum Thema Abschiebung klug.

Als Ministerpräsident Rüttgers eine Woche nach der Briefübergabe an seinen Mitarbeiter, also eine Woche nach massiver Medien-Schelte, noch nicht geantwortet hatte, legten Presse, Rundfunk und Fernsehen noch mal nach. Die Bild-Zeitung schien mittlerweile richtig sauer zu sein und moralisierte, was ja sonst gerade nicht immer ihre Stärke ist. „Hat der große Mann mit der gelben Mütze die von Abschiebung bedrohte Familie Idic vergessen?“, fragte die Redakteurin und mutmaßte: „Der Landesvater hat wohl keine Zeit.“ Es war ein trauriger Tag. Vor genau einem Jahr wurde unser Vater abgeschoben.

Dann kam er endlich, der Brief von Rüttgers. Aber: Das Zittern sollte weiter gehen, die schlimmste Zeit sollte uns erst noch bevor stehen, denn die Ausländerbehörde gab schon kurze Zeit später offen zu, dass man die Abschiebung vorbereitete und gar nicht daran dachte, abzuwarten, ob die unmittelbar bevorstehende Bleiberechtsregelung der Innenministerkonferenz auf unseren Fall anwendbar würde. Umso zynischer kam uns die Antwort von Rüttgers vor. Wie passte es zusammen, dass seine Landesregierung keinen Abschiebestopp verhängen wollte, aber der Landesvater uns und „den vielen anderen Kindern und Jugendlichen“, die sich „hier gut eingelebt“ haben, attestierte, dass die „Ausreisepflicht“ unserem „Leben nicht gerecht werde“. Dennoch: Ein Bleiberecht könne er „von heute auf morgen nicht anordnen“, da „die Verwaltungen an Recht und Gesetz gebunden“ seien. Deshalb, so Rüttgers, sei es wichtig, „dass sich die Innenminister auf eine neue Regelung einigen.“ Der letzte Absatz klang dann viel positiver, machte mir aber keinen Mut. „Ich hoffe, dass es dann (mit der neuen Altfallregelung, S. I.) auch eine zufrieden stellende Regelung für Ihre Familie gibt“, tröstete Rüttgers, nicht ohne zu versichern: „Dafür setze ich mich weiterhin ein.“ Entscheidend sei das Ergebnis, zu dem die Innenminister kämen. Die Landesregierung würde ihren Beitrag dazu leisten, dass es eine Lösung gibt, die unsere „Sorgen und Ängste beachtet“. Tschacko und andere hegten nun die Hoffnung, dass der Druck auf Rüttgers endlich so groß sei, dass er seinen Innenminister tunlichst empfohlen habe, auf der Innenministerkonferenz so aufzutreten, dass die erwartete neue „Altfallregelung“ denn auch wirklich für uns passte. Wie sonst sollte Rüttgers aus der „PR-Falle“ wieder herauskommen?

14

Ein trauriger Geburtstag

Als Vesna 12 wurde, wollte sie nicht feiern. So, wie wir alle, dachte sie nur daran, was vor einem Jahr passiert war. Papa wurde einen Tag nach ihrem Geburtstag abgeschoben. Es kam mir vor, als ob Vesna in dem einen Jahr fast erwachsen geworden war. Sie sah aus wie 14 oder 15, war so vernünftig, aber eine stille, oft traurig anmutende Jugendliche. War das ihr Charakter? Oder eine Folge dessen, was mit uns geschah?

Meine Mutter jedenfalls ließ nicht zu, dass Vesnas Geburtstag ausfiel. Sie legte sogar größten Wert auf ein schönes Fest mit unseren Freunden. Sie wollte für uns wohl ein kleines Stückchen Normalität bewahren. Auch als Merima 14 wurde. Da wohnten wir unter provisorischen Bedingungen im Jugendclub der Evangelischen Stephanus-Gemeinde. Dort konnten wir schlecht feiern, weil die Räume zwischendurch für Veranstaltungen genutzt wurden, während wir dort untergekommen waren. Also feierten wir Merimas Geburtstag im Franziskanerkloster, in den Räumlichkeiten der Armenspeisung. Es wurde sogar ein tolles Fest, das von Merimas erfrischendem Lachen erfüllt war. Merima kann auch sehr ernsthaft sein, aber ich finde, dass sie leichter zu einer Fröhlichkeit zurückkehren kann, die für sie typisch ist und bestimmt eine große innere Stärke widerspiegelt. Vesna ist da anders. Sie durchlebt die Dinge tiefer und kann vielleicht schlechter abschalten. Auf ihre Art lieben wir beide sehr. Das ist es, was eine Familie ausmacht.

An Vesnas Geburtstag lebten wir in der ehemaligen Hausmeister-Wohnung in einem Gebäudekomplex der Evangelischen Luther-Gemeinde, den die Kirche verkaufen wollte und der daher leer stand. Die Wohnung war sehr groß und schön und lag in einem großen Betonkasten aus den 70ern. Es war beinahe ein bisschen gespenstisch, in einer so großen Anlage allein zu leben. Aber wir waren dankbar für diese Unterkunft. Innerhalb des Gebäudes war auch ein großer Versammlungsraum, in dem wir gut unsere Unterstützertreffen abhalten konnten und in dem ich später meinen 18ten Geburtstag mit einem großen Fest feiern durfte.

Vesnas Geburtstag feierten wir aber in „unserer“ Wohnung. Mama hat sich in der Küche geradezu überschlagen. Als sei es unser letzter Familiengeburtstag in Deutschland, tischte sie die tollsten Speisen auf. Sie hat die Gabe, mit wenig Geld das leckerste Essen zu zaubern. Wir hatten zwei Tische aufgebaut: einen im Wohnzimmer für die Erwachsenen und einen im „Kinder“-Zimmer für uns Jugendliche. Auf unserem Tisch standen außer dem eigentlichen Essen noch viele Süßigkeiten.

Monika, die Familientherapeutin aus dem Unterstützerkreis, war eine der ersten, die gekommen war. Sie sah die Tränen in Vesnas Augen und nahm sie in die Arme. „Dein Papa würde das nicht wollen“, sagte sie. „Schon seinetwegen musst du deinen Geburtstag fröhlich feiern.“ Vesna schluchzte, beruhigte sich dann aber mehr und mehr. Und als dann alle Gäste da waren und zusammen fröhlich aßen, konnte sie wieder lachen und ihre Augen glänzten, doch diesmal vor Freude.

Einige unserer Roma-Freunde waren gekommen, Mädchen aus Vesnas Klasse und viele Unterstützer. Wir saßen noch lange zusammen und Mama hat sich jede Diskussion über die drohende Abschiebung verboten. Sie zeigte Fotos von Vesna, als sie noch klein war.

Der Höhepunkt einer jeden Feier bei uns ist die Torte. Niemand darf vorher gehen. Eine große Sahnetorte mit 12 Kerzen und einem Foto von Vesna in der Mitte. Unter Beifall brachte unsere Mutter sie ins Wohnzimmer und Vesna musste sie in einem Atemzug auspusten. Dann nahm Merima mit dem Zeigefinger ein bisschen Sahne ab und schmierte sie Vesna ins Gesicht. Wer das nicht kennt, denkt, Meri wollte ihre Schwester ärgern. Aber es ist ein Ritual, bei dem man sich etwas wünschen muss, das dann hoffentlich in Erfüllung geht. Der Wunsch bleibt traditionsgemäß geheim aber wir alle wussten, was Vesna am allermeisten wollte. Wenn irgendwann alle ihr Stück Torte gegessen haben, ist die Feier zu Ende und das neue Lebensjahr beginnt offiziell – inklusive des Tortenwunsches.

Wir sollten noch drei Geburtstage unter schlechten Vorzeichen feiern, nämlich meinen 18ten im Dezember, Edijans im Januar und Mamas Anfang Februar.

15

Verloren und noch nicht ganz am Ende

Eine Woche nach Vesnas Geburtstag waren wir am Ende. Ich saß auf der Couch in unserer Hausmeisterwohnung und schrie – und dies, obwohl mir die meisten Menschen stets größte Höflichkeit bescheinigten. Ich vergriff mich im Ton, stellte historisch nicht zulässige Vergleiche an, war sogar ausfallend gegen unsere besten Unterstützer. Auch Mama, Merima und Vesna weinten bitterlich. Nur Edijan gab keinen Mucks von sich, was aber auch ein schlechtes Zeichen war. Unser Anwalt hatte uns mitgeteilt, dass wir vor dem Verwaltungsgericht verloren hatten. Obwohl er uns Mut machte, auf die Beschwerde beim Oberverwaltungsgericht zu vertrauen, die er unmittelbar eingereicht hatte, war unsere Stimmung auf dem vorläufigen Tiefpunkt. Mit Unterstützung von PRO ASYL wurde für den Fall, dass auch die letzte Instanz verloren ging, sogar bereits vorausschauend einer Verfassungsbeschwerde vorbereitet – juristisches Neuland, wenn ich es richtig verstanden habe. Unsere Abschiebung würde, wenn es dazu käme, gegen den grundgesetzlich garantierten Schutz der Persönlichkeit und der Familie verstoßen, so die Argumentation der Verfassungsbeschwerde.

Doch so weit konnten wir heute gar nicht denken. Wir hatten verloren. Alles schien vergeblich gewesen zu sein! Was hatten wir nicht alles getan? Tag und Nacht kreisten unsere Gedanken nur darum, was wir noch unternehmen konnten, um das nun scheinbar Unausweichliche zu verhindern.

Erst vor ein paar Tagen wurde an der Außenwand des Klosters, die an einer vielbefahrenen Straße im Zentrum von Düsseldorf lag, ein gigantisches Gemälde des berühmten Künstlers Klaus Klinger enthüllt – „ein Mahnmal“, wie Bruder Peter es ausdrückte. Darauf waren unsere Gesichter, die so viele Menschen in der Stadt schon kannten, mit dem Slogan: „Abschiebung ist menschenverachtend.“ Die Presse berichtete wieder groß. Die Boulevard-Zeitung Express nahm sich dabei Ministerpräsident Rüttgers noch mal vor und fragte, ob sein „Machtwort“ nur „eine reine Luftnummer“ gewesen sei. Die Neue Rhein-Zeitung verwies darauf, dass unsere von einem Unterstützer eingerichtete Homepage bereits „Tausenden einen Klick wert“ war. Aber was half das nun noch?

Was hatten die Eingaben unseres Anwaltes beim Verwaltungsgericht genutzt, auf denen stets in Großbuchstaben und mit mehreren Ausrufezeichen „Eilt, bitte Vorlage sofort, Abschiebung droht“

stand. Was hatte es genutzt, dass Herr Dieckmann einen Schriftsatz der Stadt Punkt für Punkt mit äußerster juristischer Akribie entgegnet hatte. In dem Schreiben des Ausländeramtes stand wieder einmal, dass wenigstens ich die serbische Sprache ansatzweise beherrschen würde und dass unsere guten Integrationsleistungen in Deutschland uns sicher helfen würden, auch im Heimatland unserer Eltern rasch klar zu kommen. Es verschlug mir die Stimme. Ich hatte kaum noch Kraft und Wut genug, auf diese unfassbaren Sätze zu reagieren. Die Grünen-Abgeordnete Monika Düker tat es angemessen mit den Worten: „Manchmal schämt man sich für dieses Land.“ Und die Westdeutsche Zeitung kritisierte, dass „die Verwaltung versucht, die guten Leistungen und Schulnoten gegen Familie Idic zu verwenden.“ Was hatte es genutzt, dass Herr Dieckmann in einem weiteren detaillierten Brief auf die Europäische Menschenrechtskonvention, die „Recht und Achtung des Privat- und Familienlebens“ garantiere und eine Ausweisung aufgrund mangelnder Sprachkenntnisse und Re-Integrationsmöglichkeiten nicht zulasse? Das Ausländeramt hatte sich doch tatsächlich auf den Standpunkt gestellt, die entsprechenden Paragraphen seien auf „lediglich geduldete Personen“ nicht anwendbar. Was hatte es genutzt, dass unser Anwalt einen Fachaufsatz des Vorsitzenden des Oberverwaltungsgerichtes an das Verwaltungsgericht gefaxt hatte, in dem ausgeführt wurde, dass Verschuldungen, die den Eltern angelastet werden könnten, nicht einfach auch auf die Kinder übertragbar seien? Was hatte es genutzt, dass unser Anwalt sogar bei einer persönlichen Unterredung im Verwaltungsgericht alle Argumente noch einmal dargelegt und einen Vergleichsvorschlag vorgelegt hatte, wonach wir uns verpflichten würden, ohne staatliche Transferleistungen gut integriert als Ernährer, Auszubildende bzw. Schüler in Deutschland zu leben, wenn die Ausländerbehörde uns im Gegenzug ein Bleiberecht zugestehen würde? Dieser Vergleichsvorschlag sollte später noch eine wichtige Rolle spielen.

Warum hat das Verwaltungsgericht unsere Beschwerde gegen die Stadt Düsseldorf nach Aktenlage – also wie üblich ohne mündliche Verhandlung – eingestellt und uns die Kosten des Verfahrens aufgebürdet? Die offizielle Urteilsbegründung lautet: „Der Antrag ... hat keinen Erfolg.“ Die Gründe dafür hatte das Gericht im Urteil selbst und zudem in einer Presseerklärung dargelegt. Die Kammer wusste ja, dass die Medien nur allzu ungeduldig auf den Ausgang des Verfahrens warteten. Pikanterweise kam die Presseerklärung des Gerichtes in den Redaktionen an, bevor überhaupt unser Anwalt von dem Beschluss erfahren hatte. Obwohl dieser bereits am 27. Oktober gefällt wurde, haben wir erst am 9. November davon Kenntnis erlangt.

Und so „argumentierte“ das Gericht. Zwar seien die Integrationsleistungen von uns Kindern gut, die unserer Eltern aber nicht, weil unser abgeschobener (!) Vater sieben Jahre zuvor, wie schon erwähnt, zu einer Geldstrafe von 60 Tagessätzen verurteilt worden war und außerdem eine Zeitlang Sozialhilfe bezogen hatte, obwohl er einer Arbeit nachging. Meine Mutter war zwar nie die Beschuldigte gewesen, trotzdem nahm das Gericht sie und auch uns Kinder dafür in Haftung. Wir waren empört darüber und davon überzeugt, dass es nun nicht mehr lange dauern würde, bis sie uns abholten. Unser Anwalt legte in einem 17 (!) Seiten langen Schriftsatz und auch für die Medien unsere Sicht der Dinge dar: Die 60 Tagessätze waren – wie dargelegt – nach dem Bundeszentralregistergesetz längst getilgt, weil sie mehr als fünf Jahre zurücklagen, und eine Anklage wegen Sozialbetruges hatte es nie gegeben. Es war lediglich eine Überzahlung vom Amt festgestellt und mit einem Rückzahlungsbescheid versehen worden – der Vorfall lag mehr als zehn Jahre zurück. Die Rückzahlungen erfolgten seither regelmäßig und pünktlich in kleinen, vom Sozialamt festgelegten Raten.

Ich muss zugeben, dass ich zwischenzeitlich trotz dieser formalen Entgegnungen – bei aller Liebe! – sauer auf meinen Vater war. Warum hatte er sich überhaupt etwas zu Schulden kommen lassen? Warum hatte er nicht besser aufgepasst? Warum hatte er dem Sozialamt die Arbeitsaufnahme nicht rechtzeitig mitgeteilt? Natürlich konnte er nicht wissen, dass eines Tages seine Nachlässigkeiten derart verheerende Auswirkungen für seine Liebsten haben würden. Und auch andere Menschen waren nicht immer Engel. Tschacko meinte gar, es sei „eine Diskriminierung unter umgekehrten Vorzeichen, wenn man aus unserer Opferrolle einen Heiligenstatus ableiten würde“.

Unterdessen zürte unser Anwalt Jens Dieckmann seine und damit unsere rechtlichen Positionen fest. Gegenüber der Presse sagte er: „Ich habe umgehend Beschwerde beim Oberverwaltungsgericht

eingelegt. Ich bin empört, dass das Gericht die Vorstrafe des Vaters herangezogen hat ... und die minderjährigen Kinder für die Eltern haftbar macht.“ Er hätte gehofft, dass „das Gericht sich schwerer tut, die Integrationsleistungen“ von uns Kindern „herunterzuspielen.“ Dieckmann wörtlich: „Diese Art von Sippenhaft ist verfassungswidrig.“

In einer Woche, am 16. und 17. November, sollte die Innenministerkonferenz tagen und ein neues Bleiberecht für sog. Altfälle beschließen. Unsere Duldungen galten lediglich bis zum 8. November. Da nun aber das Verfahren beim Oberverwaltungsgericht anhängig war, verlängerte das Ausländeramt die Duldungen um einen weiteren Monat. Sollten die Richter unsere Beschwerde vorher abweisen, würde die Frist sich entsprechend verkürzen. Und genau das war unsere große Angst. Statistisch gesehen scheiterten die allermeisten Verfahren in der letzten Instanz. Unser Anwalt konnte den Ernst der Lage nicht mehr leugnen, machte uns dennoch immer wieder Mut. Jeder Fall sei anders, wir hätten gute Argumente. Und unsere Unterstützer sprachen sich nun dahingehend ab, dass quasi immer jemand bis in die Abendstunden bei uns war. Sie boten auch an, nachts zu bleiben oder uns privat unterzubringen, aber das wollten wir nicht. Ich schärfte meinen Geschwistern nun ein, nie mehr die Tür zu öffnen, ohne vorher zu fragen, wer davor stehe. Bei jedem Klingeln fürchteten wir, die Polizei wäre gekommen, um uns abzuholen. Die Beispiele anderer Familien sprachen ja Bände. Und wir wussten, wie das übliche Prozedere nun aussah. Die Ausländerbehörde würde dem Gericht die Absicht, uns abzuschieben mitteilen und setzte es somit unter raschen Entscheidungszwang. Wie lange also würden wir noch in Deutschland sein?

Wir verfolgten die politische Diskussion um ein Bleiberecht intensiv mit unseren Unterstützern. Wären die neuen Regelungen auf uns anwendbar? Oder gab der Text so viele „Ausschlussgründe“ her, dass am Ende wieder nach Gutdünken abgeschoben werden könnte? Fragen über Fragen. Und wir hatten Angst, ganz schreckliche Angst und immer nur noch Angst. Was würde nur aus uns werden? Manchmal dachte ich: Egal, wie es ausgeht, wenn es nur bald vorbei ist. Und in den Momenten der winzigen Hoffnung fragte ich mich, wie dieser Kampf uns wohl verändern würde? Machte er uns stärker für unser restliches Leben oder würde er uns derart traumatisieren, dass wir nie wieder richtig Vertrauen fassen könnten – selbst wenn wir schließlich doch noch gewinnen würden? Wohl beides.

Die Innenminister fanden am 16. und 17. November eine Vorgehensweise für die über 200.000 Geduldeten in Deutschland, die nach Ansicht von „amnesty international“ keine richtige Lösung sondern ein „Etikettenschwindel“ ist. Und auch PRO ASYL machte jede Menge Schlupflöcher aus und wies darauf hin, dass die Innenminister selbst gesagt hätten, nur etwa 30.000 Geduldete würden unter die neue Regelung fallen. Außerdem würden die unmenschlichen Kettenduldungen ebenfalls nicht abgeschafft.

Im Kern wurde eine Regelung erlassen, wie sie der Vergleichsvorschlag unseres Anwaltes für das Verfahren beim Verwaltungsgericht schon vorgesehen hatte. Wer mindestens sechs Jahre in Deutschland lebt, nicht kriminell ist, ausreichenden Wohnraum und Arbeit hat, sollte zunächst befristet und dann, nach jahrelanger Prüfung, dauerhaft bleiben dürfen – ein Schritt in die richtige Richtung, wie ich meine. Doch was war mit denen, die keine Arbeit fanden oder deren Arbeit zu schlecht bezahlt wurde, um völlig ohne Sozialhilfe zu leben? Aufgrund der zunächst nach wie vor bestehenden Residenzpflicht würde es Menschen in Gebieten mit hoher Arbeitslosigkeit schwer fallen, einen der begehrten Jobs zu ergattern. Das gilt auch für das Kriterium des ausreichenden Wohnraumes. Zwölf Quadratmeter pro Person legt die neue Regelung fest. Ich kenne viele Roma-Familien und andere, die leider mit weniger Wohnraum auskommen müssen, weil sie gerade in Ballungsgebieten die teuren Mieten nicht bezahlen können. In unserem Fall hat die Lambertus-Gemeinde von Stadtdechant Rolf Steinhäuser zum Glück eine ausreichend große und bezahlbare Kirchenwohnung angeboten.

Einer der Knackpunkte des Innenministerbeschlusses ist wieder mal das Ausschlusskriterium der „Täuschung“, das auch gerne mit „Verletzung von Mitwirkungspflichten“ umschrieben wird. Ausgeschlossen von der Bleiberechtsregelung seien Personen, die „behördliche Maßnahmen zur

Aufenthaltsbeendigung vorsätzlich hinausgezögert oder behindert haben“. PO ASYL folgert: „Damit können Ausländerbehörden, wenn sie wollen, fast jeden Bleiberechtsantrag ablehnen. Die Verletzung von Mitwirkungspflichten wird in manchem Bundesland fast jedem Geduldeten vorgeworfen.“

Am 22. November stellte unser Anwalt den Antrag auf Bleiberecht nach dem Beschluss der Innenministerkonferenz vom 16./17. November, auf den Herr Ministerpräsident Jürgen Rüttgers uns bat, hoffnungsvoll zu warten. Alle Kriterien waren nach unserer Auffassung erfüllt: Mama hatte ein Arbeitsangebot, ich einen Ausbildungsvertrag in Aussicht, Merima, Vesna und Edijan gingen fleißig zur Schule, Ausschlusskriterien lagen nicht vor – wenn man sie nicht böswillig konstruieren wollte. Doch das Ausländeramt teilte mit, dass es erst über unseren Antrag befinden könnte, wenn das Land Nordrhein-Westfalen Ausführungsbestimmungen zum Innenministerbeschluss erlassen hätte. Unsere Duldungen würden aber bis dahin nicht automatisch verlängert, hieß es. Das machte uns richtig wütend. Wenn sie ernsthaft im Sinne des Rüttgers-Briefes prüfen wollten, ob die Beschlüsse der Innenminister uns eine Zukunft in Deutschland verheißen könnten, dann mussten sie doch unsere Duldungen verlängern! Oder würden die Ausführungsbestimmungen noch vor deren Ablauf in etwa zwei Wochen erlassen? Nein, so schnell arbeiteten gründliche, deutsche Ministerien nicht, glaubten wir. Fest stand: Wenn nun auch das Oberverwaltungsgericht noch gegen uns entschied, wäre der Innenministerbeschluss auf uns kaum mehr anzuwenden, weil uns die Zeit davonlief. Dann wäre alles verloren.

16

Ein letzter Appell der Kirchen

Nun stand es also schon in der Lokalpresse: Die Stadt bereitet unsere Ausreise vor. Deren Sprecher, Kai Schumacher, sagte: „Wir wollen erst einmal sehen, was in den Ausführungsbestimmungen“, die das Innenministerium noch erlassen wird, „drinsteht und ob die Idics darunter fallen oder nicht.“ Oder nicht. Da haben wir es wieder. Die Stadt sagte fast unverhohlen, dass sie immer noch nicht davon überzeugt war, dass der Krimi nun endlich zu Ende war. Wir konnten es einfach nicht fassen. In unserer Not wandte ich mich erneut an die Kirchen und besuchte den Stadtdechanten. Obwohl der Mann einen vollen Terminkalender hat, nahm er sich sofort Zeit für mich. Seine Büroleiterin Uschi tröstete mich, wie so oft, in der kurzen Wartezeit wie eine Mutter. Ich bin selten einer so herzlichen Frau begegnet. Noch heute verbindet uns ein freundschaftliches Band.

Der Stadtdechant hörte sich meine Sorgen an. Ich brachte meinen Kummer nur noch unter Tränen hervor. Auch Herr Pastor schien immer trauriger zu werden. Mit gepresster Stimme zeigte er sich einverstanden, noch einmal an die Presse zu gehen, um den moralischen Druck zu erhöhen. Nach telefonischer Absprache mit der Superintendentin Sabine Menzfeld-Tress einigten sie sich auf eine „Gemeinsame Erklärung“ der beiden Kirchen: *...Wir haben Familie Idic im Laufe unserer Betreuungen in Kirchenasylen unserer Gemeinden als stets glaubhaft, liebenswürdig und integer kennen gelernt. Es ist für uns nicht nachvollziehbar, dass eine Mutter mit ihren vier Kindern, die alle in Deutschland aufgewachsen sind und hier ihre Wurzeln haben, in ein Land abgeschoben werden sollen, in dem sie Fremde sind. Es widerspricht unserem christlichen Verständnis von Gerechtigkeit und Nächstenliebe, dass diese Menschen, die friedlich unter uns leben, abgeschoben werden sollen. Es ist irritierend, wenn die höchste politische Instanz unseres Bundeslandes, Herr Ministerpräsident Dr. Jürgen Rüttgers, in einem Brief an die Familie auf die zu erwartenden Veränderungen durch die Innenministerkonferenz verweist, während gleichzeitig in der Kommunalen Ausländerbehörde Düsseldorf die Abschiebung vorbereitet wird. Wir appellieren aus christlicher Verantwortung und mit Respekt gegenüber allen an dem Verfahren Beteiligten, insbesondere an Herrn Innenminister Dr. Ingo Wolf und an Düsseldorfs Oberbürgermeister Joachim Erwin: Tragen Sie gemeinsam Sorge dafür, dass bestehende rechtliche Bestimmungen großzügig ausgelegt werden und dass Familie Idic eine Zukunft in ihrem Heimatland Deutschland hat.*

Unser Rechtsanwalt Jens Dieckmann schreibt an die Ausländerbehörde, dass ein Telefonat mit der im Innenministerium zuständigen Referentin ergeben habe, dass dort davon ausgegangen würde, dass die Ausländerbehörden „in Fällen, die unter die neue Altfallregelung fallen könnten, keine aufenthaltsbeendenden Maßnahmen“ unternommen würden und bittet noch einmal um die Zusicherung – „zur Vermeidung unnötiger Unruhe und Missverständnisse“ – dass bis zur Vorlage der Ausführungsbestimmungen nicht abgeschoben würde. Das Ausländeramt antwortet wieder in der gewohnten Härte: „Alle Mitglieder der Familie ... sind weiterhin vollziehbar ausreisepflichtig. ... Die Beschwerde beim Oberverwaltungsgericht ... entfaltet keine (das Wort wurde in dem Brief unterstrichen) aufschiebende Wirkung. ...“ Dem Gericht sei lediglich „fernmündlich zugesichert worden, ... den Termin der Abschiebung bekannt zu geben. Ein solcher steht noch nicht fest.“ Der Antrag auf Bleiberecht nach der neuen Innenministerverordnung werde erst bearbeitet, sobald die Ausführungsbestimmungen vorlägen. Und jetzt kommt wieder so ein Hammersatz, der die Unnachgiebigkeit der Behörde erneut unter Beweis stellt: „Es wird nicht möglich sein, Familie Idic auf Grund der gestellten Anträge auf Aufenthaltserlaubnis bis zur Entscheidung über diese Anträge zu dulden, sofern sie unter die Ausschließungsgründe ... fallen.“

17

Edijans Handabdruck und Vesnas Gedicht

Kai, einer unserer Unterstützer, hatte Geburtstag. Wir sollten alle zu seiner kleinen Feier kommen. Außer seiner Frau Kira, der Tochter Laura und dem Sohn Tim waren nur wenige Gäste da. In der Küche stand ein großer, ausziehbarer Tisch, um den sich alle scharten. Als wir kamen, trafen wir eine kleine, aber munter plappernde Runde an. Wir fühlten uns sofort wohl und setzten uns dazu – dabei wurde es richtig eng um den Tisch, wir waren ja immerhin zu fünft. Wir ließen uns das Essen schmecken, Mama trank sogar gegen ihre Gewohnheit ein Gläschen Wein und niemand redete über unsere Abschiebung. Es tat richtig gut, mal abgelenkt zu werden.

Da fiel Merima plötzlich ein, dass wir unsere Geschenke noch nicht übergeben hatten. Mama holte das hübsch verpackte Päckchen aus ihrer Tasche und reichte es Meri über den Tisch, die es mit einem hellen Lachen Kai gab. Vesna hatte ein eigenes Geschenk in einem Briefumschlag, den sie ohne viel Aufsehen einfach neben Kais Teller legte.

Kai und seine Frau haben ein sehr schönes, schlichtes Haus. Alle Wände sind weiß und die meisten Möbel auch. Sie lieben Kunst, vor allem sehr spröde, minimale Kunst. Ich habe mich einmal mit Kai länger darüber unterhalten. Er zeigte mir im Internet diverse Werke von Fotokünstlern, deren Namen ich vergessen habe und eine komplett gelbe Madonnenskulptur, die mir gefallen hatte, weshalb ich mir die Künstlerin gemerkt hatte: Katharina Fritsch. Als Mama und ich in der Stadt nach einem Geschenk für Kai suchten, entdeckte ich eine perlmuttglänzende Büste von der ägyptischen Königin Nofretete, die mich ganz entfernt an die Madonna von Katharina Fritsch erinnerte. Das könnte doch etwas für Kai sein, dachte ich und so kauften wir sie.

Nachdem Kai das Geschenk umständlich ausgepackt hatte, musste er lachen. Er wusste genau, worauf die als Massenware hergestellte Replik anspielte. „Diese Nofretete ist das Ergebnis unseres Gespräches über moderne Skulpturen und Katharina Fritsch“, stellte er treffend fest. Er hielt das Profil der Büste seitlich neben Merimas Kopf und stellte fest: „Die sieht ja aus wie du.“ Tatsächlich sagen alle, dass unsere Schwester eine echte Schönheit ist. Und wenn sie Theater spielt, erntet sie immer viel Applaus. Einmal hat sie Kai zu einer Schulvorführung eingeladen. Im Gegenzug nahm Kai sie mit zu einer Vorstellung von Kabawil, einem berühmten Kinder- und Jugendtanztheater in Düsseldorf, dem Merima jetzt selbst angehört. Neulich erst haben sie „Bilder einer Ausstellung“ von Mussorgsky in der ausverkauften ehrwürdigen Tonhalle aufgeführt, wobei die mit traditionellen russischen Instrumenten gespielte Musik tänzerisch mit Hip Hop umgesetzt wurde – eine beeindruckende Performance mit tosendem Applaus am Ende.

Edijan hatte keine Lust mehr am Tisch zu sitzen. Er fragte Kai, ob er mit ihm Kicker spielen würde – Tim hatte ein kleines Tischfußballspiel auf seinem Zimmer in der zweiten (!) Etage des großen Hauses und Edijan kannte sich aus. Kai stand auf und folgte unserem kleinen Prinzen, der schon vorausgelaufen war. „Wasch’ dir aber noch die Hände“, rief unsere Mutter ihm hinterher, weil er von den Pommes, die er verschlungen hatte, ganz fettige Finger hatte. Aber Edijan war schon weg. Er rannte die Treppen hinauf, Kai folgte ihm. Anstatt das Treppengeländer zu benutzen, hielt Edijan sich einmal an der weißen Wand fest, mit dem Ergebnis, dass ein gut sichtbarer Abdruck seiner schmutzigen Hand nun das Treppenhaus zierte. Kai meckerte direkt: „Edi, halt dich bitte am Geländer und nicht an der Wand fest.“ In Tims Zimmer wischte er Edis Hände mit einem Taschentuch sauber und spielte lautstark und ausgelassen Kicker mit ihm.

Als ich später ebenfalls in die zweite Etage ging, um dort im Arbeitszimmer den Computer zu benutzen – wir hatten Zuhause keinen – entdeckte ich das Malheur. „Lass uns mal versuchen, das abzuwischen“, sagte ich zu Kira. „Nein, das bleibt“, entgegnete sie kurz angebunden. „Warum denn“, wollte ich wissen und Kira sagte nur „Frag nicht“. Zuerst habe ich gedacht, Kira wollte einfach wegen der verschmutzten Wand kein Palaver machen. Später fiel mir eine andere Deutung ein. Der Händeabdruck war ein Zeichen, ein Mahnmal, in gewisser Weise, vielleicht sogar eine Art Kunstwerk. Er würde, egal was passierte, immer daran erinnern, dass Edijan an diesem Tag da war. So wie auch sein Ball hinter der Kreuzigungsgruppe der Lambertus-Kirche an ihn und uns erinnert hatte. Und als ob dies nicht schon genug Anspielung auf unsere so ausweglos scheinende Situation war, öffnete Kai zum Schluss der Feier, bei der es übrigens *keine* Torte gab, Vesnas Umschlag, auf dem sie von außen geschrieben hatte: „Ein Gedicht. Nur für dich.“ Innen war, auf einem karierten Blatt, ein Foto, das sie selbst lachend zeigte, geklebt, neben dem sie mit rotem Filz einen Spruch von Epikur geschrieben hatte. Arglos las Kai ihn vor und alle spürten sofort: Diesen Spruch hat sie auch für sich selbst geschrieben – als Trost in dunklen Tagen.

*Gegen Schmerzen der Seele gibt es nur zwei Arzneimittel:
Hoffnung und Geduld.*

*Und ein einziger Grundsatz wird dir Mut machen, nämlich,
dass kein Übel ewig währt,
ja nicht einmal sehr lange dauern kann.*

18

Gewonnen und immer noch zittern

Am 5. Dezember erreichte unseren Anwalt ein Schreiben des Oberverwaltungsgerichtes mit einem hoffnungsvollen Inhalt. Die Vorsitzende schlug vor, „das Verfahren durch einen außergerichtlichen Vergleich zum Abschluss“ zu bringen. Danach sollte die Ausländerbehörde uns so lange dulden, bis über unseren Antrag auf Bleiberecht nach dem Innenministerbeschluss entschieden worden sei. Die Parteien sollten bis zum 20. Dezember mitteilen, ob sie dem Vergleich zustimmen würden.

Herr Dieckmann jubilierte und stimmte umgehend zu. Ausnahmsweise war er es jetzt, der eine Pressemitteilung verfasste – mit großer Resonanz in den Zeitungen. Sein Schlusssatz lautete: „Ich bin optimistisch.“ Auch wir waren erfreut, dass das Oberverwaltungsgericht unsere Beschwerde nicht einfach abgewiesen hatte. Doch in die Freude mischte sich auch Skepsis. Was nützte es, wenn die Stadt die Duldungen bis zur Entscheidung verlängern würde, dann aber schließlich befände, dass wir nicht unter die Kriterien des neuen Bleiberechtes fallen würden. Herr Dieckmann sprach uns mal wieder Mut zu: Der Vergleichsvorschlag sei ein klares Zeichen, dass das Gericht unsere Argumente gewürdigt hätte. Sollte die Stadt es wagen, den Vergleich abzuweisen, würde sie das Gericht verärgern, was unsere Position nur stärken könnte.

Wer nun glaubt, die Stadt hätte die Chance, uns ohne Gesichtsverlust weiter zu dulden, erleichtert genutzt, der irrt. Unser Fall habe „grundsätzliche Bedeutung“, deshalb müsse man gründlich prüfen, hieß es. Grundsätzliche Bedeutung - bei dieser Formulierung wurde wieder einmal klar, dass wir

nicht für uns alleine kämpften. Wenn wir tatsächlich unsere Abschiebung verhindern und das Bleiberecht erlangen würden, könnten sie auch andere Leidensgenossen nicht mehr so einfach rausschmeißen, müssten also ihre insgesamt harte und rigide Praxis ändern. Aber um unser Bleiberecht ging es in dem Vergleich ja noch längst nicht. Die Stadt sollte lediglich versichern, dass wir bis zum Abschluss der Prüfung *geduldet* würden. Doch nicht einmal diese Zusage fiel dem Oberbürgermeister, der unseren Fall offensichtlich an sich gerissen hatte, leicht. Sie kam dann auch erst am letzten Tag in den Abendstunden. Man hatte uns also bis ganz zum Schluss auf die Folter gespannt. Dann erfuhren wir, dass das Ausländeramt im Januar über uns beraten würde und dass wir so lange auf jeden Fall noch bleiben dürften. Aber *wie* würde dann entschieden? Wenn sie jetzt schon wieder nur dieses minimale Zugeständnis machten und das auch nur auf höchstrichterlichen Druck, dann konnte ich mir leicht ausmalen, dass sie immer noch versuchten, uns loszuwerden. Und ich zitterte vor Angst am ganzen Körper.

Ich war mittlerweile eine richtige Pessimistin geworden – ganz gegen meine Natur. Früher war ich fröhlich, aufgeschlossen und überall beliebt. Nun wurde ich immer verbitterter, trauriger, reizbarer und mutloser. So wollte ich nicht sein, aber ich konnte es kaum ändern. Nach außen gelang es mir meistens, höflich zu bleiben. Bei Tschacko, der am meisten für uns tat, und den wir zu dieser Zeit fast täglich sahen, verlor ich schon mal die Fassung. Dann wies er mich zurecht und tröstete mich und die anderen unserer Familie, ohne vorschnell zu lügen, dass alles gut würde.

Meine Geschwister und meine Mutter wollten auch nicht immer nur noch skeptisch sein. Wir hatten doch stets an das Gute im Menschen geglaubt und waren nun so misstrauisch. Wenn wir nicht immer wieder unsere Unterstützer gehabt hätten, die uns jeden Tag gezeigt hatten, dass sie uns beistanden und sogar liebten und dass wir nicht allein waren, hätten wir den Glauben an die Menschen verloren.

19

Keine Eintragung

Tschacko bat mich, für die Weihnachtsausgabe der fiftyfifty einen Artikel zu schreiben. Das tat ich gerne und zwar in der Redaktion des Straßenmagazins. Dabei ergab sich natürlich auch wieder die Möglichkeit, über weitere Strategien zu reden. Irgendwie konnte ich es nicht fassen, so vieles sprach für uns: Wir hatten die Fürsprache des Ministerpräsidenten, den Beschluss der Innenministerkonferenz, den spektakulären Erfolg beim Oberverwaltungsgericht und alle Vorwürfe entkräftet.

Wir wussten, dass unser Bleiberechtsantrag nur in Düsseldorf entschieden wurde. Also, so meine Schlussfolgerung, mussten wir in Düsseldorf eine gute Stimmung für unsere Familie machen, was uns über die exzellente Pressearbeit bisher ja auch gelungen war. Vielleicht wäre es wichtig, noch einmal darauf hinzuweisen, dass uns wirklich nichts vorzuwerfen war. Ich weiß nicht mehr, wer von uns beiden auf die Idee kam, aber es war eine sehr gute Idee, die ich zusammen mit meiner Mutter und einem Unterstützer sofort in die Tat umsetzen wollte. Wenn man uns, so die Überlegung, keine Straftat anlasten konnte, müsste das Polizeiliche Führungszeugnis meiner Mutter „sauber“ sein. Und tatsächlich: In dem Dokument des „Generalbundesanwaltes“ stand wirklich „Keine Eintragung“. Wir faxten den Persilschein umgehend an unseren Anwalt, der ihn der Ausländerbehörde zukommen ließ, und an die Medien. Außerdem fertigten wir Kopien an und besuchten im Rathaus alle bürgerlichen Fraktionen. Die Gespräche, die Tschacko und ich führten, zeigten uns, dass die abenteuerlichsten Gerüchte über uns kursierten. Nun hatten wir die Gelegenheit, einen guten Eindruck zu hinterlassen und das Klima im Rathaus positiv zu beeinflussen. Ich weiß nicht, ob die Inhalte unserer Gespräche auch den Oberbürgermeister erreicht haben, aber ich vermute es.

Nun konnten wir erst einmal nichts mehr tun. Nun hieß es weiter: Abwarten.

Zwischendurch lasen wir in der Zeitung über einen ganz schlimmen Fall im Hochsauerlandkreis. Eine Mutter mit ihren vier Kindern, die etwa gleich alt waren wie wir, wurde nach Südserbien abgeschoben, obwohl die Mädchen vom Vater auf übelste Weise sexuell missbraucht worden und schwer traumatisiert waren. Auch hier bildete sich ein Unterstützerkreis, dem ebenfalls die Kirchen angehörten. Es ging ein Aufschrei durch die Presse, der Landtag diskutierte den Fall. Während der Vater, der seinen Kindern ein jahrelanges Martyrium bereitet hatte, in einem deutschen Gefängnis saß, waren die Mutter und ihre Kinder in Südserbien von Blutrache bedroht, weil sie die Taten angezeigt hatten.

Dieser Fall ging uns sehr nahe. Wie konnte man die Rustemis, so ihr Nachname, nur – wieder einmal - im Morgengrauen aus dem Schlaf reißen und abschieben?

Zwar hatte der Petitionsausschuss des Landtages sich dafür ausgesprochen die Rustemis zurückzuholen und die WDR-Fernsehsendung „Cosmo-TV“ berichtete intensiv, wie auch bei uns, das Ausländeramt der Stadt Marsberg blieb jedoch hart, die Lage schien aussichtslos. Die Unterstützer, allen voran der Pfarrer Alfred Hammer, bauten einen derart „großen kirchlichen und politischen“ Druck auf, dass die Behörde schließlich die Wiedereinreise der Rustemis erlaubte. „Ein Geschenk des Himmels“, freuten sich der Kirchenmann und alle Unterstützer der Familie. Dies zeigte uns, dass öffentlicher Druck Erfolg haben konnte und machte uns, nachdem wir von dem glücklichen Ausgang des Dramas erfuhren, sehr glücklich.

Zusammen mit unseren vielen neuen Freunden feierten wir das Weihnachtsfest „ohne Konsumterror“, wie ich es mir in meinem Artikel für fiftyfifty gewünscht hatte – uns fehlte ohnehin das Geld für aufwändige Geschenke. Wir stellten in unsere wunderschöne, große Kirchenasyl-Wohnung der Evangelischen Friedenskirche, die wir gerade erst bezogen hatten, einen Tannenbaum auf. Mama legte das Marienbild aus dem Franziskanerkloster darunter. Am Tag vor Heiligabend gab es bei uns ein tolles Essen, das zweite innerhalb kurzer Zeit, denn ich hatte zwei Wochen vorher meinen 18ten Geburtstag groß gefeiert.

Den zweiten Weihnachtstag verbrachten wir bei Kai, Kira und ihren Kindern. Und wünschten uns, dass das christliche Fest der Hoffnung uns endlich das Bleiberecht beschere möge.

Zum Jahresende machten sich wieder Zweifel und Pessimismus breit. Wie würde man über uns entscheiden. Wo würden wir das nächste Sylvesterfest verbringen. Diesmal war Mama es, die uns aufforderte, die schlechten Gedanken für diesen Abend zu vergessen. Wieder einmal zauberte sie ein wunderbares Essen und wir saßen zusammen am Tisch, bis die ersten Knaller zu hören waren. Da liefen wir auf die Straße und sahen dem fröhlichen Treiben der anderen zu, wünschten unseren Nachbarn und Wildfremden ein frohes neues Jahr. Ich schaute den Raketen im Himmel nach und schickte meine Gedanken in ein fernes Land, dorthin, wo mein Vater nun war. Und ich wünschte ihm alles Gute.

20

Endlich gewonnen

Der 7. Februar ist in unserer Familie ein wichtiger Feiertag. Am 7. Februar erreichte den Anwalt und damit auch uns ein Fax der Ausländerbehörde, in dem stand, welche Unterlagen noch fehlten, um uns das Bleiberecht – zunächst befristet – zu erteilen. Wir konnten es nicht glauben, als Tschacko mit dem Schreiben vorbeikam. Wir fielen uns in die Arme und weinten vor Freude. Endlich. Endlich hatten wir es geschafft. Ich konnte es wirklich nicht fassen. War das nun wieder nur eine Freude von kurzer Dauer? Hatte die Lösung wieder einen Pferdefuß? Nein. Nun war es echt vorbei. Ein so unendlich großer Druck wurde von uns genommen. Wir durften wieder frei atmen. Wir waren so unermesslich erleichtert. Immer wieder weinten wir.

Der Anwalt rief die uns mittlerweile so vertrauten Medienleute alle persönlich an, denn ich hätte es in diesem Moment nicht gekonnt. Danke, lieber Herr Dieckmann, danke euch allen, ihr Lieben. „Danke Tschacko, das werde ich dir nie vergessen“, sagte meine Mama am 14. Mai beim Besuch der Ausländerbehörde, als unser Bleiberecht dann wirklich in die Pässe eingetragen wurde.

Der 7. Februar ist noch in zweiter Hinsicht ein denkwürdiger Tag. Und Tschacko, der mir geholfen hat, dieses Buch zu schreiben, hat mich aus Bescheidenheit gebeten, darüber *nicht* zu berichten – so, wie er an sehr vielen Stellen Hinweise auf seine Hilfe gestrichen hat. Aber nun setze ich mich mal durch. Also, am 7. Februar hat Tschacko noch eine zweite gute Nachricht erhalten. Er würde für sein Engagement „für Obdachlose und Flüchtlinge“ zusammen mit seinem Mitstreiter Bruder Matthäus Werner von der Ordensgemeinschaft der Armen-Brüder des Heiligen Franziskus den Düsseldorfer Friedenspreis 2007 erhalten. Auf der Feier, die unter großer öffentlicher Aufmerksamkeit stattfand, forderte mich die offizielle Rednerin, die bekannte Friedensaktivistin und Buchautorin Barbara Gladysch („Der kleine Stern von Grosny“, Herder-Verlag) auf, die Laudatio zu beenden, was ich mit Herzklopfen aber Freude tat.

... Ich weiß noch, wie ich ihn das erste Mal bei meinem Praktikum bei der Obdachlosenhilfe „fiftyfifty“ getroffen habe. Er hat mich so herzlich aufgenommen und behutsam nachgefragt, wie es unserer Familie geht und wie er uns unterstützen kann. ... Im Laufe der vergangenen Monate war er immer für mich und meine Familie da, in guten wie auch in schlechten Zeiten. Wir haben zusammen geweint, gelacht, gekämpft - und GEWONNEN. (Hier wurde ich von stürmischem Beifall unterbrochen.) ...

Ich möchte mich an dieser Stelle auch bei seiner Frau und seinen beiden Kindern bedanken und kurz eine persönliche Geschichte erzählen: Letztes Jahr an seinem Geburtstag wurde ich akut krank. Er fuhr mich ins Krankenhaus. Wir mussten sechs Stunden warten. Und er hat mich die ganze Zeit bei Laune gehalten und mich von meinen Schmerzen abgelenkt. In den nächsten Tagen hat er mich immer im Krankenhaus besucht. Er hat mir in dieser Zeit den Vater ersetzt und mir sehr geholfen. Noch einmal danke für alles, was du für uns getan hast, denn ohne dich wären wir gar nicht mehr hier. Nicht nur für mich bist du ein ganz besonderer Mensch.

Ein Jahr nachdem wir gewonnen hatten, gab es in einigen Zeitungen noch einmal eine Erinnerung an all die bewegten Ereignisse. Wir werden diese Monate der Angst nie vergessen aber auch nicht die vielen Bekundungen der Anteilnahme und die praktische Hilfe, die wir erfahren durften. So langsam lernen wir wieder, uns auf den Alltag mit seinen Herausforderungen zu konzentrieren und genießen unser Glück. Für Mama ist es nicht einfach, unsere Familie zu ernähren, aber irgendwie geht es.

Zusammen mit anderen Unterstützern, darunter Stadtdechant Monsignore Rolf Steinhäuser, habe ich den Verein „STAY!“ gegründet (siehe Anhang), damit das Wissen, das wir durch unseren Kampf um das Bleiberecht erworben haben, auch anderen zugute kommt und die Bedingungen für andere Flüchtlinge verbessert werden. „Die Rechtslage hat oft nichts zu tun mit den Regeln der Menschlichkeit“, sagte der Stadtdechant am offiziellen Gründungstag zur Presse. Er hofft, dass das Engagement unseres neuen Vereins sich positiv auch auf die Politik auswirken kann, denn, so der geschätzte Geistliche wörtlich: „Gesetze können verändert werden.“ Das haben wir ja gerade an unserem Fall gesehen. Mit „STAY!“ wollen wir anderen Menschen in Not Mut machen, so wie viele Menschen uns Mut gemacht haben. Und zwar sehr.

21

Papa

Unsere ganze Familie sitzt vor dem Fernseher. Wir gucken irgend einen Spielfilm. Ich bin müde von der Arbeit. Das Bild auf der Mattscheibe verschwimmt vor meinen Augen. Da sehe ich einen Mann, der anklagend auf seine Hütte zeigt. Wir gehen aufeinander zu und stehen schließlich stumm voreinander. Als er mich erkennt, fängt er an zu weinen. Er schließt mich in seine Arme, ganz fest, so, als wolle er mich nie mehr loslassen.

„Meine Tochter“, sagt er gedehnt.

„Papa“, schluchze ich.

Ein Rütteln weckt mich. Edijan will mit mir spielen. So ein Mist! Unseren Vater traf ich nur im Traum. Er ist immer noch abgeschoben.
Aber irgendwann werden wir uns wiedersehen.

(Mein Vater, Vlasta Idic, hat einen Antrag beim Ausländeramt Düsseldorf gestellt, dass er wieder zu uns, seiner Familie, zurückkehren darf. Als ich dieses Buch beendet habe, war darüber noch nicht entschieden. Unsere ganze Familie und unsere Unterstützer hoffen inständig, dass „meine Geschichte unserer verhinderten Abschiebung“ auch dazu beiträgt, dass wir uns sehr bald wiedersehen.)

22

Danke

Für mich und meine Familie wurde ein Wunder bewirkt. An diesem Wunder haben sehr viele Menschen mitgewirkt. Einige davon tauchen in meinem Text auf. Aber viele, viele auch nicht. Ebenso war es mir nicht möglich, die unzähligen Hilfen im Alltag, die kleinen Gesten der Nächstenliebe und die unermessliche Geduld Einzelner zu beschreiben. Euch, meine Lieben, euch allen möchte ich im Namen der ganzen Familie danken. Ohne euch hätten wir es nicht geschafft. Danke, danke, danke.

Wir werden uns bemühen, die Unterstützung und Solidarität, die wir erfahren haben, an andere weiter zu geben, an Menschen, die in einer ähnlichen Lage sind, in der wir selbst bis vor kurzem noch waren. Bestimmt werden einige von denen, die uns begleitet haben, mit uns zusammen auch andere begleiten. Und hoffentlich wird eines Tages das Unrecht der Verfolgung von Flüchtlingen ganz überwunden. Das wäre schön.

Nachwirkung

Vlasta Idic, Semras Vater, durfte nach der Veröffentlichung dieses Buches nach einem längeren juristischen Tauziehen wieder zurück nach Deutschland kommen – nachdem er die Kosten seiner Abschiebung bezahlt hatte, wie zynisch. Der Zweck dieses Buches, das in kürzester Zeit auch durch die vielen Veröffentlichungen in der Presse, nicht zuletzt bedingt durch das Vorwort von Günter Grass, in der kompletten Auflage von 2.000 Mal verkauft wurde, hat sich erfüllt.

Anhang

Wie dieses Buch entstanden ist

Nachwort von Hubert Ostendorf

Nachdem Semra Idic ihr betriebswirtschaftliches Praktikum in unserem Benefizunternehmen „fiftyfifty“, einem Straßenmagazin und einer Galerie für die Obdachlosenhilfe, begonnen hatte, habe ich sehr viele Kurzmeldungen von ihr auf mein Handy bekommen. Und fast immer haben sie mich beunruhigt. „Ruf bitte mal an“, schrieb sie oft. Oder sie debattierte per SMS über die Inhalte des letzten Unterstützertreffens: „Wir sind irgendwie gar nicht der Meinung anderer. Komm mal vorbei, Mama möchte mit dir reden.“ Als ich mit meiner Familie einmal im Urlaub war kam spät am Abend noch die Message: „Wir haben so Angst, melde dich mal.“

Oft waren Semras stets höfliche Bitten mit der vorsichtigen Frage „Könnte das gehen?“ verbunden. Dabei war sie im besten Sinne fordernd. Obwohl erst 17 Jahre jung, entwickelte sie sich zur perfekten Managerin in eigener Sache.

Ich lernte die Leidensgeschichte von Familie Idic durch einen Artikel für die Westdeutsche Zeitung kennen, den Semra auf meinen Rat hin während ihres Praktikums in unserer „Firma“ geschrieben hatte. Der Familie selbst begegnete ich dann beim Umzug vom ersten Kirchenasyl in das zweite. Ich hatte mir ursprünglich vorgenommen, mich aus der Angelegenheit möglichst rauszuhalten – es gab schon genug Unterstützer, so mein Eindruck. Und hätte ich mich nicht engagiert, hätten es andere umso mehr getan. Davon bin ich überzeugt. Aber ich konnte wohl nicht anders.

Am Tag des Unzugs in das zweite Kirchenasyl begegnete ich also zum ersten Mal Mama Idic, Merima, Vesna und dem kleinen Edijan. Sofort kamen mir meine eigenen zwei Kinder in den Sinn. „Was würdest du tun, wenn sie versuchten, deine eigenen Kinder ins Elend zu schicken?“ Diese Frage war fortan die Maxime meines Handelns. Und ich tat alles, wirklich alles, was mir möglich erschien. Ich weiß gar nicht, wie ich meine normale Arbeit, die mich schon mehr als genug in Beschlag nimmt, parallel noch auf gewohnt hohem Niveau geschafft habe. (Selbstkritisch frage ich mich natürlich auch, welche eigennützigen, der Eitelkeit der vermeintlichen Gutmenschen entspringenden Motive mich geleitet haben, Familie Idic mehr als ein Jahr fast jeden Tag zu begleiten.)

Die Begebenheiten dieses Buches und seine Dramaturgie haben Semra und ich im Wesentlichen nach dem Ablauf der Ereignisse entwickelt. Oft bedurfte es keiner großen Erklärungen von ihr – ich hatte die beschriebenen Episoden ja meistens miterlebt und – soweit man das als Außenstehender kann – auch mit durchlitten.

Manche Kapitel hat Semra zu unseren Treffen handschriftlich mitgebracht, andere haben wir zusammen in die Tasten gehauen, nicht wenige habe ich auch nach telefonischer Absprache vorkonzipiert. Redigiert habe ich schließlich den *ganzen* Text und hin und wieder - mit Semras Erlaubnis - Handlungen in einen anderen als den tatsächlichen Kontext verlegt.

Sehr lange haben wir an der Darstellung der juristischen Probleme gearbeitet. Aus mehreren Gründen: Erstens ist die Materie kompliziert und wir sind keine Juristen. So dauerte es lange, alles richtig zu erfassen und wiederzugeben. Sollten dennoch Fehler entstanden sein, bitten wir um Entschuldigung. Zweitens ist die Materie umfangreich und wir haben im Nachhinein viele Details wieder gestrichen, um die Lesbarkeit zu verbessern. Wir hoffen, dass die behandelten Rechtsfragen trotz der Komplexität verständlich sind. Drittens war uns daran gelegen, die Schriftsätze so aufzubereiten, dass auch Jugendliche die Probleme verstehen – daran lag insbesondere Semra sehr, denn sie wollte unbedingt auch und insbesondere für Gleichaltrige schreiben. So mussten wir die entsprechenden Kapitel daraufhin noch einmal überarbeiten. Viertens wollte Semra ihre Gefühle und die Empörung nicht außen vor lassen, was auch meiner Intention entsprach. So haben wir etwa nicht davor zurückgeschreckt, hochstehende politische Persönlichkeiten anzugreifen, wenn es uns notwendig erschien. Immerhin waren die diesen Komplex betreffenden Fakten ja bereits durch unser Zutun in der Presse zu lesen. Neu in diesem Buch sind allerdings die Darstellungen der feinfühlig taktischen Abwägungen und die Beschreibung der Verletzungen, die politisch in den Fall Involvierte der Familie zugefügt haben. Doch auch das Gegenteil war der Fall: Viele politisch Verantwortliche haben sich zum Glück auch solidarisch mit der Familie und anderen von Abschiebung Betroffenen gezeigt.

Mir persönlich bereitete es große Schwierigkeiten, jene Passagen zu redigieren, in denen ich selbst Beteiligter oder Handelnder war. Fast immer, wenn ich solche Texte gekürzt oder gestrichen habe, hat Semra protestiert. „Aber das hast doch *du* gemacht“, hat sie oft eingewendet. Ich hoffe, die vorliegende Version des Buches stößt andere Unterstützer nicht vor den Kopf (und verweise in Klammern noch einmal auf die Klammer weiter oben.)

Das Abfassen dieses Buches hat Semra geholfen, ihr Trauma zu überwinden. Aber mir fiel auf: Es gibt auch ein Trauma der Unterstützer. Auch mir hat die Arbeit an diesem Buch geholfen, meine Sorge um die lieb Gewonnenen zu verarbeiten. Ich weiß nun nicht nur mehr vom Kopf her, was es heißt, zwischen Hoffen und Bangen zu leben und danke meiner Frau und meinen Kindern, dass sie

mich in meinem Engagement so sehr unterstützt haben. Wie oft waren die Idics bei uns? Wie oft haben wir sie besucht? Wie viele Geburtstage und Feste haben wir zusammen gefeiert? Unter den gegebenen Umständen, dass es nun einmal das Unrecht der Verfolgung von sog. Flüchtlingen gibt, möchte ich die Begegnung und Begleitung von Familie Idic nicht missen. Zusammen mit meiner Frau und meinen Kindern und den anderen Unterstützern bin ich dankbar, dass ich diesen Menschen begegnen durfte. Und wenn heute mal – selten genug – eine SMS von Semra kommt, freue ich mich. Denn die Inhalte sind nicht mehr beunruhigend sondern meistens fröhlich, wenn nicht sogar sehr.

Semras Mein erster Artikel. Abgedruckt im Sommer 2006 in der Jugendzeitung „provo“ von Publik Forum und der Westdeutschen Zeitung

Meine Heimat ist Deutschland

Der 17-jährigen Semra und ihrer Familie droht die Abschiebung. Ein verzweifelter Brief.

Meine Heimat ist hier in Deutschland, ich will nicht nach Serbien. Ich kenne Serbien nicht, ich lebe schon immer hier in Deutschland, und meine Zukunft ist Deutschland. Ich kann kein Serbisch sprechen, dafür Deutsch umso besser. Ich habe ehrenamtlich bei der Caritas Nachhilfe für benachteiligte deutsche und ausländische Kinder erteilt.

Ich habe sehr viele Freunde hier in Düsseldorf, besuche die Höhere Handelsschule und mache das Fachabitur. Ich heiße Semra Idic, bin 17 Jahre alt und im Jahre 1989 als Baby mit meinen Eltern nach Deutschland vor dem Krieg im ehemaligen Jugoslawien geflüchtet. Wir sind Roma. Meine Eltern waren auf dem Balkan ständig verfolgt – mal von den Serben, mal von den Albanern.

Ich habe noch zwei Schwestern und einen Bruder, die hier in Deutschland geboren und aufgewachsen sind. Merima ist 13 und besucht die Hauptschule, sie ist in der 7. Klasse und eine der Besten. Was sie sehr gut kann, ist schauspielern. Sie engagiert sich seit einiger Zeit beim Kinder- und Jugendtheater, wo sie sich mit ihren besten Freundinnen trifft. Manchmal treten sie auf großen Veranstaltungen auf. Die Bretter der Welt bedeuten ihr alles. Merima ist sehr zielstrebig, fleißig und kann gar nicht verstehen, warum ausgerechnet wir abgeschoben werden sollen. Merima ist ein großer Fußball-Fan und freut sich auf die Weltmeisterschaft. Besonders gut findet sie Ronaldinho – weil er so gut aussieht.

Meine andere jüngere Schwester heißt Vesna und ist 11. Sie besucht die 5. Klasse in der Realschule, hat auch sehr gute Noten und macht in einer Tanzschule mit. Ihr Wunsch ist es, eines Tages Kinderärztin zu werden und den armen Menschen in der Dritten Welt zu helfen. Wenn sie Bilder von Krieg und Zerstörung im Fernsehen sieht, kriegt sie immer gleich Mitleid und will etwas tun. In der Schule war sie Klassensprecherin und Streitschlichterin. Vesna lacht gerne, geht gerne ins Kino und liest kiloweise Bücher.

Der Jüngste von uns ist Edijan, er ist sechs Jahre alt und geht seit seinem dritten Lebensjahr in den Kindergarten. Im Sommer wird er eingeschult. „Edi“ spielt in einem Fußballverein. Sein großes Vorbild ist Michael Ballack. Über seinem Bett hängt ein Poster. Natürlich sammelt er wie alle Jungen in seinem Alter Fußballkarten. Außerdem liebt er Kinderspielzeug aus Happy-Meal-Tüten von McDonald's. Neulich war meine Mutter mit ihm dort, um ihn abzulenken. Er war so traurig, als wir unsere wenigen Habseligkeiten in den Lkw packten und vom Kirchenasyl in der Lambertus-Kirche ins Franziskanerkloster zogen.

Was auch mich sehr traurig macht, ist, dass mein kleiner Bruder, obwohl er hier geboren ist und nur Deutsch spricht, abgeschoben werden soll. Dass wir alle trotz sehr guter Integration nach Serbien sollen, wo wir niemanden kennen und wo man Roma diskriminiert. Ich kann das einfach nicht verstehen. Meine Eltern haben, seit wir hier in Deutschland sind, meistens gearbeitet. Meine Mutter war Hotelfachfrau bis zum Entzug der Arbeitserlaubnis. Manchmal rufen sie auf meinem Handy an und fragen, ob Mama wieder kommt. Aber sie darf mit einer Duldung nicht berufstätig sein.

Mama weint oft. Sie kann nicht mehr schlafen. Neuerdings schlafen wir alle in einem Zimmer. Irgendwie gibt uns das Schutz und Sicherheit. Mama kocht jeden Tag für uns und kümmert sich um alles. Sie versucht, uns ein normales Leben im Kirchenasyl zu bewahren. Wenn einer der Franziskaner kommt, kocht sie ihren speziellen Kaffee und redet freundlich. Doch manchmal bricht einfach alles über ihr zusammen. Dann laufen die Tränen, und nichts kann sie halten. Mama ist eine starke Frau, die nie ihre Würde verloren hat – trotz allem, was ihr passiert ist.

Mein Vater hat als Drucker, Geldtransporter und zuletzt als Security-Mitarbeiter im Düsseldorfer Flughafen gearbeitet. In Serbien war er Berufsmusiker – Trompeter. In Deutschland wurde er daher mit Kusshand in einen Karnevalsverein aufgenommen, wo er auf diversen Umzügen und Sitzungen für Stimmung gesorgt hat.

Als dann die Ausländerbehörde der Stadt Düsseldorf Papas Arbeitsgenehmigungen eingezogen hat, mussten meine Eltern Sozialhilfe beantragen. Dabei wollten sie nie vom Staat abhängig sein, immer aus eigener Kraft ihre Existenz und die von uns Kindern sichern. Wir haben durch den Entzug der Arbeitserlaubnis unsere private, schöne Wohnung verloren und mussten im Jahre 2005 mit sechs Personen in zwei kleine Zimmer eines Asylheimes umziehen. Zwei Duschen unten im Keller werden dort von über 50 Hausbewohnern benutzt. Sie waren oft total verdreckt. Es war wirklich schlimm und eklig. Öfters sind wir daher zu Bekannten zum Duschen gegangen.

Als mein Vater letztes Jahr im November abgeschoben worden ist, wussten wir gar nicht mehr, was wir machen sollten. Meine Geschwister Vesna und Edijan hätten eigentlich an dem Tag am Ohr operiert werden müssen. Aber die Ausländerbehörde hat den Termin verschoben. So wurden Vesna und Edijan erst fast zwei Wochen nach der Abschiebung meines Vaters am Ohr operiert und hatten die ganze Zeit über Schmerzen. Die beiden leiden seit ihrer Geburt an chronischen Mittelohr-Endzündungen und wurden zuvor schon mehrmals operiert. Wenn die Behandlung nicht vernünftig abgeschlossen wird, können sie auf dem betroffenen Ohr taub werden, sagt der Hals-Nasen-Ohrenarzt.

Meine Mutter, meine Geschwister und ich waren nach Papas Abschiebung psychisch völlig am Ende und wussten nicht mehr weiter. Gerade wir Kinder vermissen unseren Vater so sehr. Wir haben ihn nun schon mehr als ein halbes Jahr nicht gesehen. Natürlich machen wir uns auch große Sorgen.

Der nächste Besuch beim Ausländeramt zur Verlängerung unserer Duldung ist mir wirklich sehr schwer gefallen. Nach der Abschiebung meines Vaters wieder dorthin zu gehen und in die Gesichter derer zu sehen, die ihn festgenommen haben, war schon eine große Belastung. Sie haben Papa in ein Vollzugskrankenhaus gebracht, wo er vier Tage lang in einem dunklen Zimmer eingesperrt war. Wir durften ihn nicht besuchen oder mit ihm sprechen. Wir haben natürlich versucht, zu ihm zu gelangen und ihm Klamotten und Zigaretten zu bringen, weil er doch nichts bei sich hatte. Papa hat immer gerne geraucht. Ich kenne ihn als lustigen Menschen, der immer alles, was er besaß, mit anderen geteilt hat.

Ich habe mir immer gesagt, dass ich nie aufgeben werde und so lange dafür kämpfen werde, bis die Ausländerbehörde uns die Aufenthaltserlaubnis gibt und uns einfach in Ruhe lässt, damit wir ein normales Leben leben können. Das Allerschlimmste ist, dass wir, seitdem die Abschiebung angedroht wurde, alle zwei Wochen zum Ausländeramt gehen müssen, um die Verlängerung der Duldung zu bekommen. (Anmerkung der Redaktion: Im Zustand der so genannten „Duldung“ können in Deutschland lebende Ausländer jederzeit abgeschoben werden, wenn sie keine Verlängerung der Duldung erhalten.) Dadurch leben wir in großer Angst nur noch von einem Termin zum anderen. Und: Immer wenn wir zum Ausländeramt gehen müssen, fehlen wir die ersten Stunden in der Schule und kriegen, trotz Nachfrage, keine Entschuldigung für die Schule. Ich finde: Sie sind unmenschlich zu uns.

Die Behörde hat uns krank gemacht, meine Mutter kann schon seit Tagen nicht mehr schlafen und hat jede Nacht Angst, dass Sie uns abholen kommen und uns in einen Flieger stecken. Das wurde uns oft genug angedroht. Sie haben uns so unter Druck gesetzt und uns Angst gemacht – und tun es noch immer. Ihr Plan war von Anfang an, erst Papa abzuschieben und dann den Rest der Familie. Sie verlangten, dass wir uns Flugtickets besorgen. Ich meine: Wie sollen wir uns mit Sozialhilfe

überhaupt Flugtickets leisten können? Sie nennen es „freiwillige Ausreise“. Doch niemand hat uns gefragt, ob wir überhaupt ausreisen wollen. Soll das etwa eine freiwillige Ausreise sein? Ich glaube nicht.

Neulich hat eine Gruppe vom Roma-Verein aus Köln meinen Vater in Serbien besucht. Sie haben dort seine Lebenssituation mit der Videokamera aufgenommen. Als sie nach zwei Wochen wieder nach Deutschland zurückkamen, zeigten sie uns den Film. Ich kann nur sagen: Das sieht echt grausam aus, da will ich wirklich nicht leben. Man kann in der Aufnahme sehen, dass es eine kleine Straße gibt, in der kleine Hütten sind. In denen leben Roma-Familien mit fünf oder sechs Kindern, die zum Teil sehr schwer behindert sind. Und man sieht, dass „unsere“ Hütte durch den Krieg sehr zerstört worden ist. Das Haus steht leer, es gibt keinen Strom, einfach nichts. Neben dem Haus steht mein Vater ziemlich abgemagert und voller Sorgen. Nachts schläft Papa bei Nachbarn. Denn seine Hütte ist kalt, leer und einsam. Er kann nicht arbeiten gehen und kriegt kaum Sozialhilfe. Da er ja in Deutschland 17 Jahren lang gelebt und gearbeitet hat, gehen die Serben davon aus, dass er genug Geld hat, um zu überleben.

Wenn wir dorthin müssten, könnten meine Schwestern wieder in der ersten Klasse anfangen, weil nämlich unsere deutsche Schulbildung in Serbien nicht anerkannt wird und wir auch kein Serbisch sprechen. Eddi würde wohl erst in eine Vorschule gehen, um die Sprache zu lernen. Das ist doch alles so sinnlos. Der deutsche Staat hat in unsere Bildung investiert, und nun soll alles verloren gehen?

Die Familie Idic

(ho). Die Roma-Familie Idic ist 1989 vor dem Krieg in Ex-Jugoslawien geflohen, Tochter Semra war gerade zwei Monate alt. In Düsseldorf sind die Kinder Merima (heute 13), Vesna (11) und Edijan (6) geboren. Der Vater wurde bereits im letzten Jahr abgeschoben. Grundlage ist ein Abkommen zwischen Deutschland und der Republik Serbien über die Rückführung von 200.000 Kriegsflüchtlingen, darunter 20.000 Roma. Die Lage in Serbien habe sich stabilisiert, Gefahr für Leib und Leben drohe nicht mehr, so die offizielle Begründung. Doch insbesondere Roma werden nach wie vor diskriminiert, erhalten keine Arbeit und leben am untersten Ende der sozialen Leiter in bitterer Armut. Der Anwalt der Familie Idic hat die Härtefall-Kommission des nordrhein-westfälischen Landtages eingeschaltet, die den Fall zur endgültigen Entscheidung an die Ausländerbehörde zurückgegeben hat. Letztlich entscheidet der Oberbürgermeister über das Schicksal der Familie Idic, die sich im Kirchenasyl des Franziskanerklosters befindet. Düsseldorfs Stadtdechant Monsignore Rolf Steinhäuser hält derweil schützend seine Hände über die Mutter und ihre vier Kinder. „Wir hoffen, dass diese Menschen in Deutschland bleiben dürfen“, sagt er.

Predigt zum Kirchenasyl von Familie Idic

16.7.06, Evangelische Stephanuskirche, Pastorin Marianne Stolz Spickermann

Der Predigttext für den heutigen Sonntag steht in: 1. Mose 12, 1-4a.

Liebe Gemeinde! Die Texte dieses Sonntages erzählen von Menschen, die sich von Gott rufen, die alles Gewohnte und Vertraute hinter sich ließen, um auf Gottes Ruf hin einen ganz neuen Weg zu gehen: Petrus und Abraham. Petrus machte in seiner ersten Begegnung mit Jesus eine überwältigende Erfahrung. Er spürte, dass ihm in Jesus Gott begegnete, und ohne zu fragen verließ er sein altes Leben und folgte ihm nach. Abraham hört ebenfalls Gottes Stimme – wie Petrus übrigens nicht in einer besonderen spirituellen Erfahrung, sondern mitten im Alltag – und folgt ihr. Beide tun es, ohne zu fragen, wohin der Weg geht, einfach auf dein Wort hin, wie Petrus sagt.

Nun, das klingt alles sehr schön und erbaulich, nur: Woher wussten die Beiden denn, dass Gott zu ihnen sprach? Woher wissen wir, ob Gott zu uns spricht? Oder tut er dies gar nicht mehr, ist das nur eine vergangene Geschichte aus biblischen Zeiten?

Liebe Gemeinde, ich glaube, dass wir auch heute noch spüren können, ob und dass Gott zu uns redet. Etwas in unserem Herzen, in unserer Seele, in unserem Gewissen wird berührt und wir spüren: Jetzt bin ich gefragt. Breche ich aus meinen gewohnten Gedanken und Verhaltensweisen auf und lasse mich von Gott neue Wege führen, auch wenn ich nicht weiß, wo die hinführen?

Für mich – und ich spreche jetzt nur von mir – ist die Begegnung mit Ihnen, liebe Familie Idic, und Ihrem Schicksal ein solcher Ruf Gottes an mich gewesen. Ich habe gespürt, dass hier – auch wenn juristisch alles nach dem Buchstaben des Gesetzes gehen sollte – Menschen großes Unrecht geschieht. Ich habe an Sie gedacht, liebe Frau Idic, die Sie mit Ihrem Mann vor 17 Jahren hierher gekommen sind mit Semra, die damals noch ein Baby war, weil Sie vor dem Krieg im ehemaligen Jugoslawien flohen und Angst um Ihr Kind hatten, und ich habe Jesu Stimme gehört: Ich bin ein Fremdling gewesen und ihr habt mich (nicht) aufgenommen. Was ihr einem dieser geringsten Schwestern und Brüder getan habt, das habt ihr mir getan (oder nicht getan). Und es hat mich sehr berührt, nach dieser Woche, die besonders Sie, aber auch viele von uns auch emotional sehr mitgenommen hat, Aufbruchsgeschichten als Texte dieses Sonntags zu lesen.

Und der Herr sprach zu Abraham: Geh aus deinem Vaterland und von deiner Verwandtschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen werde. Wie mögen Sie diesen Satz heute hören? Nicht Gott hat zu Ihnen gesprochen, sondern Menschen in dieser Stadt sagen Ihnen: „Geht!“ Und wozu? „Damit ihr ein Segen seid?“ Nein, damit wir einen Fall mehr bearbeitet und abgeschlossen haben und ihn buchstäblich ad acta, zu den Akten, legen können. Sie, liebe Frau Idic, sind aus einer Notlage heraus nach Düsseldorf gekommen, Sie und Ihre Familie haben hier dann Heimat gefunden. Ihr vier seid von Anfang an hier zu Hause, drei von Euch sind hier geboren und alle seid Ihr hier aufgewachsen, und ich, unser Presbyterium und viele Menschen hier in Düsseldorf werden alles in unserer Macht Stehende tun, dass Ihr nicht aus Eurer Heimat Düsseldorf vertrieben werdet. In solchen Zeiten wird das Petruswort aktuell: man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen.

Sie haben eine unfreiwillige Wanderbewegung hinter sich. Abraham kannte das auch. Als Halbnomade lebte er in der Nähe der Stadt Haran, zog mit seinen Herden immer von einer Weidestelle zur nächsten. Aufzubrechen war ihm also vertraut. Und auch Transmigration war ihm bekannt. Wenn man in einer Notsituation war, die Weideflächen in der Umgebung nichts mehr hergaben, dann war oft die einzige Chance, in ein fremdes, unbekanntes Gebiet aufzubrechen. So war er ja selbst mit der Familie seines Vaters von Ur nach Haran gekommen. Freiwillige und unfreiwillige Aufbrüche kannte er, aber als der Ruf Gottes an ihn erging, spürte er, dass nun etwas ganz Neues beginnen würde.

Gott begann mit Abraham eine neue Geschichte, eine Geschichte des Segens. Und wenn Juden und Christen sich als „Abrahams Kinder“ verstehen, als Gottes Volk, dann heißt das ja: Gott stellt die Nachkommen Abrahams in diese Segensgeschichte hinein. Deshalb hatte der 1. Ökumenische Kirchentag 2003 in Berlin zu Recht als Motto den etwas veränderten Vers: Ihr sollt ein Segen sein. Gott sagt: „Hör auf mein Wort. Hab keine Angst, Gewohntes und Vertrautes, auch Liebgewordenes hinter dir zu lassen und geh voller Vertrauen den Weg, den ich dich führen will. Ich will dich segnen, und du sollst ein Segen für andere sein.“ Fünf mal wird das Wort segnen bzw. Segen in diesen vier Versen verwendet. Gottes Segenszusage bestimmt alles. Unter seinem Segen können wir aufbrechen in das Land, das ER uns zeigen will.

Da gibt es Menschen – und ganz gewiss auch unter uns hier heute Morgen –, die in einer Um- und Aufbruchsituation leben. Vielleicht stehen sie vor der Entscheidung, in ein Altenheim zu ziehen, Vertrautes hinter sich zu lassen, einen unbekanntes Weg vor sich. Oder eine Beziehung ist zerbrochen, ein lieber Mensch gestorben, eine Krankheit hat das Leben verändert oder aber die Arbeitslosigkeit. Heimatlos wie Abraham mögen wir uns in solchen Zeiten fühlen. Wie geht es weiter? Wir wissen es nicht, aber seit Abraham dürfen auch wir hören: ich will dich segnen und du sollst ein Segen sein. Ich lasse dich nicht allein. Da gibt es unsere Gemeinde und unsere Kirche. Wir stehen in einer Umbruchsituation. Vieles wird sich in den nächsten Jahren ändern: Schmerzliche Abschiede von Vertrautem und Liebgewordenem wird es geben. Wie geht es weiter?

Wir wissen es nicht, aber seit Abraham dürfen auch wir hören: Ich will dich segnen und du sollst ein Segen sein. Ich lasse dich nicht allein.

Da sind – noch einmal – Sie, liebe Familie Idic. Auch Sie stehen in einer Umbruchsituation. Seit Monaten brechen Sie immer wieder auf: aus der Wohnung, in der Sie zuhause waren und die Sie nach dem Entzug der Duldung verloren in eine Notunterkunft in Wersten, dann im Kirchenasyl in St. Lambertus, bei den Franziskanern und jetzt bei uns. Wie geht es weiter? Ich hoffe von Herzen, dass Sie bald endlich Ruhe finden hier in unserer, in Ihrer Stadt. Auch Ihnen und Euch aber gilt, was immer auch geschieht, die Zusage Gottes: Ich will dich segnen und du sollst ein Segen sein. Ich lasse dich nicht allein.

An Abrahams Geschichte finde ich immer sehr überzeugend, dass er immer wieder in seinem Leben Gott nach diesem Segen fragte, ihn sozusagen einforderte. Er machte Zeiten durch, in denen er von Gottes Segen nichts spürte. Zeiten z.B., in denen er voller Angst um sein Leben und das seiner Frau bei den ägyptischen Behörden falsche Angaben machte... (Sie kennen die Geschichte, in der er Sara als seine Schwester ausgab), oder da waren die Zeiten, in denen er um das Leben seines Sohnes Isaak fürchtete. In solchen Zeiten fragte er Gott, und Gott „musste“ die Segenszusage öfter wiederholen. Und er tat es auch! Erst im Nachhinein wurde deutlich, wie Gottes Segenszusage sich erfüllt hatte. Die Geschichte Abrahams wurde Jahrhunderte später aufgeschrieben, als Israel längst sesshaft war. Der biblische Verfasser wollte zeigen, wie sich Gottes Zusage erfüllt hatte: Und ich will dich zum großen Volk machen und will dich segnen und dir einen großen Namen machen, und du sollst ein Segen sein.

Mir macht dies Mut, in den Zeiten, in denen ich nicht viel von Gottes Segen zu spüren vermag, doch darauf zu hoffen, dass seine Segenszusage sich auch für mich erfüllen wird. Als Abrahams Kinder, als Schwestern und Brüder Jesu dürfen wir unter dieser Segenszusage leben. Das heißt dann aber auch, dass wir auch den zweiten Teil der Verheißung leben: Du sollst ein Segen sein! Wir sind von Gott gesegnete Menschen. Lassen Sie uns dann auch für Andere zum Segen werden: für Menschen, die uns brauchen, Sie und mich. Vielleicht müssen wir dazu ungewohnte, neue Wege gehen. Für unser Presbyterium z.B. ist das Kirchenasyl ein solch neuer Weg. Lassen Sie uns auch in unserem Alltag, dort, wo wir spüren, dass wir gebraucht werden, für Andere zum Segen werden. Wir dürfen wissen: wir sind nicht allein, und wir dürfen mit Petrus sagen: auf Dein Wort, Herr, will ich es tun. Amen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als all unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus, unserem Herrn. Amen.

Wunder, wie für Familie Idic

Semra Idic und fiftyfifty sind Mitgründer der Flüchtlingsinitiative „Stay!“

18 Jahre lang bangte Familie Idic um ihr Bleiberecht in Düsseldorf, bekam nach dramatischen Auseinandersetzungen mit Gerichten und Behörden, nach Wochen im Kirchenasyl, die Aufenthaltsgenehmigung. Heute sagt die älteste Tochter, die ihr ganzes Leben in Düsseldorf verbracht hat: „Es geht uns gut. Endlich dürfen wir arbeiten und ich meine Ausbildung machen.“ Semra Idic macht aber mehr als das. Sie will die Hilfe, die sie und ihre Familie erfuhren, zurückgeben und gründete mit Unterstützern von damals die Flüchtlingsinitiative „Stay!“ (englisch; Bleibe!). Die Sozialarbeiter Oliver Ongaro und Thomas Wagner sind wie sie im Vorstand des als gemeinnützig anerkannten Vereins, der sich vor allem für Menschen einsetzen will, die ohne Papiere in Düsseldorf leben. „Tausende“ dürften das sein, schätzen die im „Medinet“ organisierten Ärzte, die sich innerhalb der Initiative medizinisch um diese Menschen kümmern wollen. In der Hauptsache aber will Stay juristisch für die Betroffenen da sein, ihnen helfen, alle Möglichkeiten auszuschöpfen. fiftyfifty-Herausgeber Hubert Ostendorf, der Stay unterstützt, formulierte: „Das Wunder, das wir für Familie Idic erreicht haben, wollen wir auch für andere bewirken“, nämlich Auswege aus ausweglosen Fällen zu finden.

„Die Rechtslage hat oft nichts zu tun mit den Regeln der Menschlichkeit“, sagte Monsignore Rolf Steinhäuser, der den Idics einst Kirchenasyl gewährte. Er hofft, dass das Engagement des neuen Vereins sich auch auf die Politik auswirken kann - „Gesetze können verändert werden.“ Mit der Unterstützung der beiden großen Kirchen und fiftyfifty hat der Verein an der Hüttenstraße ein Büro eingerichtet und eine Sozialarbeiterin engagiert. Während sie sich um praktische Hilfe kümmert, arbeiten die Vereinskollegen an Netzwerken zur Unterstützung. Dazu sollen auch Stadt und Polizei angesprochen werden.

Rheinische Post, Juni 2008

Stay!, Hüttenstr. 150, Tel: 0176 830 955

www.stay-duesseldorf.de

Nachtrag zum Tod von Günter Grass

„Der ist eine Diva“

Als *fiftyfifty* im Jahr 2007 zusammen mit dem Literaturbüro NRW eine Serie mit berühmten Schriftstellern wie Günther Kunert, Elfriede Jelinek, Robert Gernhardt und vielen anderen geplant hatte, fragte ich in die Runde, ob wir nicht auch Günter Grass anfragen sollten. Jemand antwortete wenig schmeichelhaft für den Nobelpreisträger: „Der ist eine Diva, den kriegst du nie.“ Wie falsch sich diese Meinung erweisen sollte. Ach Günter Grass steuerte nach meinem Anruf bei seiner Mitarbeiterin ohne Allüren einen Beitrag bei – bisher unveröffentlicht wie auch die aller anderen Autoren. Später stiftete er, der 1947 in jenem Caritas-Heim in Düsseldorf als damals Obdachloser unterkam, in dem heute Bruder Matthäus die Ärmsten betreut, für eine Ausstellung in unserer Benefiz-Galerie einige Grafiken – Grass, das Multitalent, hatte bekanntlich nach einer Steinmetzlehre an der Kunstakademie studiert. Kurze Zeit nach unserer Grass-Ausstellung erschien bei *fiftyfifty* ein Buch der Romni Semra Idic, in dem die Jugendliche das Schicksal ihrer von Abschiebung in ein südserbisches Elendsdorf bedrohten Familie beschrieb. Günter Grass, der sich mit einer eigenen Stiftung und einem Buch („Ohne Stimme – Reden zugunsten des Volkes des Roma“) zeitlebens sehr für Roma eingesetzt hat, steuerte das Vorwort zu Semras Buch bei – eine kleine Sensation, die half, den Titel 2.000 Mal zu verkaufen. Wir trafen den wohl berühmtesten deutschen Schriftsteller dann auf der Buchmesse in Frankfurt, wo er sich im Gespräch über die Abschiebep Praxis in Deutschland empörte. Als drei Jahre später die jüngere Schwester von Semra, Merima Idic, zusammen mit ihrer Berufsschulklasse ebenfalls auf der Buchmesse war, wurde sie von hinten an der Schulter angetippt. „Hallo Semra“, sagte ein älterer Mann mit Schnauzbart, „wie geht es Ihrer Familie?“ Es war Günter Grass, der Merima für Semra gehalten hatte. Günter Grass, der „Jahrhundertsschriftsteller“ (Rheinische Post), war ein streitbarer, sehr menschlicher Mensch – und gewiss keine Diva.

Hubert Ostendorf